



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 47.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Verdacht und Schuld.

Erzählung

von

S. Orny.

11.

Die Sonne senkt sich dem Horizont entgegen. Purpurrothe Wolken umgeben das Gestirn des Tages. Rothere Lichter flammen über die leicht gekräuselte Wasserfläche, sie umspielen die dem Strande zugeleitenden Barken; sie glühen auf den Häusern des Fischerdorfes und den Fenstern der Villa auf der Anhöhe, wie auf den Blättern des Zitronenhaines.

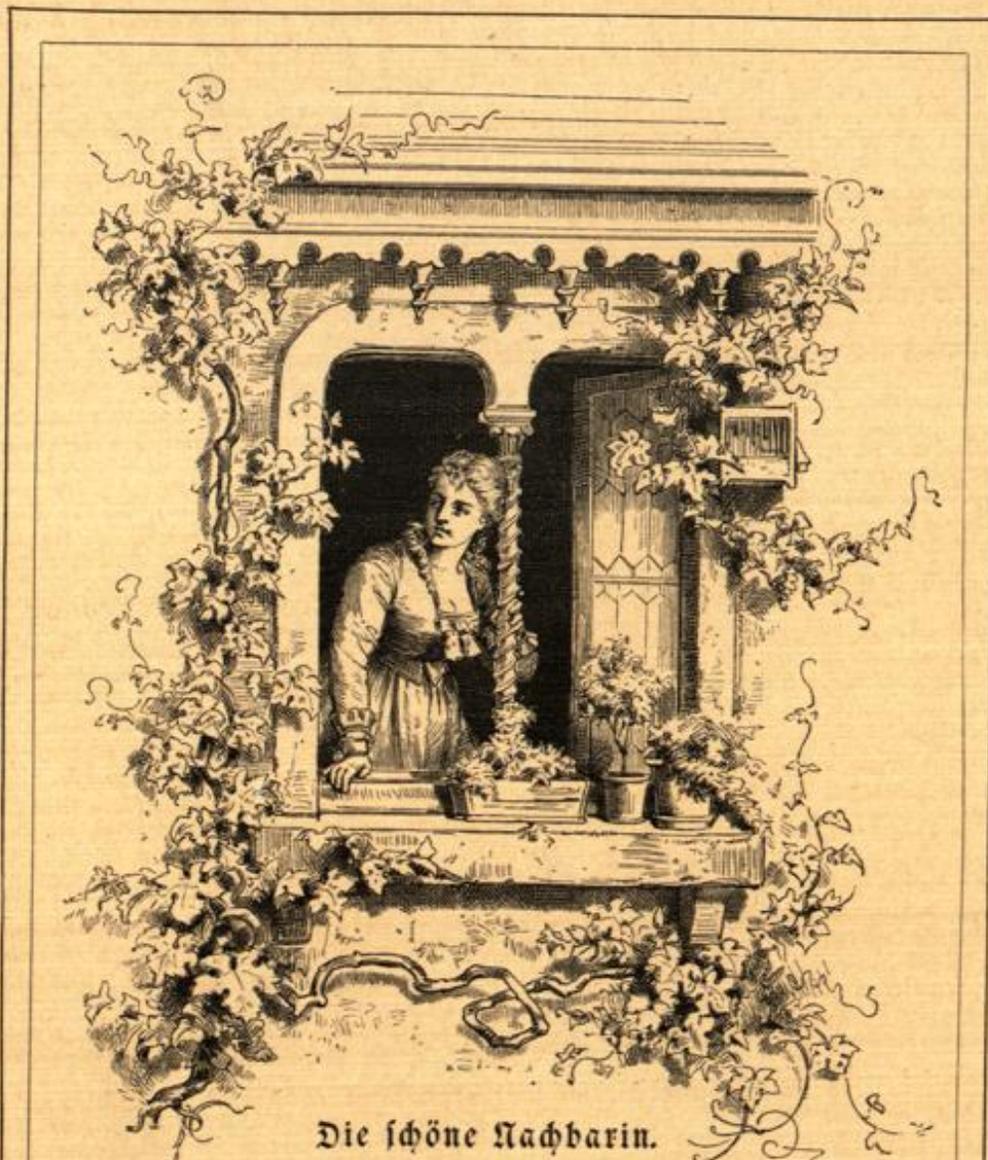
Die Strahlen der niedergehenden Sonne verklären auch die Züge des ernststen, unbewegten Frauenantlitzes, dessen Augen träumerisch nach den Purpurwolken im Westen blicken.

Eine Wendung der Barke und das vorhin rosigte Gesicht ist dem Abendsonnenscheine entrückt und erscheint tief bleich. Das kleine Schiffchen hält, die junge Dame erhebt sich von ihrem Sitze und hilft ihrer alten, schwach und gebrechlich aussehenden Begleiterin an's Land.

Unfern von den beiden Frauen steht — von den Zweigen aromatisch duftender Gesträuche verborgen — ein hoher, breitschulteriger Mann und blickt unverwandt nach den Damen. Als die Matrone, von dem Mädchen geführt, weiter schreitet, macht er eine Bewegung, als wolle er sich ihr nähern, aber er scheint sich eines Bessern zu besinnen und bleibt ruhig auf seinem Platze. Er sieht, wie die Beiden das Gitterthor zu dem nahen Garten öffnen und durch dasselbe eintreten.

Jetzt tritt der junge Mann hervor und wendet sich an einen der heimkehrenden Fischer mit der Frage, wem die Villa auf der Anhöhe gehöre. Freundlich entgegnet der in seiner Muttersprache angeredete Italiener: „Der Gräfin S., die, soeben von einer Spazierfahrt zurückkommend, hier vorbeiging.“

„Und wer war die andere Dame?“  
„Die Gesellschafterin der Signora. Die alte Gräfin ist kranklich und hat immer eine Dame bei sich, wenn sie den Winter in ihrem Hause hier zubringt. Sie kommt jeden Herbst und bleibt bis in den Frühling hinein. Jetzt wird sie unser Dorf bald verlassen. Ihre Abreise macht die Armen und Kranken bei uns immer traurig, denn die Contessa ist sehr wohlthätig. Die Madonna segne sie und schenke ihr



Die schöne Nachbarin.

Von

Max Beyer.

Illustrirt von A. Aufsteiner.

Im weinumrankten Fensterlein,  
Im Blumenstore drin,  
Belächelt von der Sonne Schein,  
Steht meine Nachbarin.

Sie lächelt sanft, sie lächelt leis,  
Mit neckisch heit'rem Sinn;  
Was sie nur denken mag — wer weiß —  
Die schöne Nachbarin?

Sie blicket — glaub' ich — zu mir her,  
Ihr Auge blizt hierhin.  
Sie schauet zwar verfohlen sehr,  
Die schöne Nachbarin.

Sie schaut zu mir tagaus tagein,  
Möcht' wissen, wer ich bin. —  
Sie ist so hübsch im Sonnenschein,  
Die kleine Nachbarin.

Ein zierlich Roth in dem Gesicht,  
Ein Grübchen in dem Kinn,  
Lockt mich so leicht von meiner Pflicht  
Zur schönen Nachbarin!

Ich blick' zu ihr im Fensterlein  
Und sie zu mir hierhin,  
Die Sonne blickt so hell darein, —  
„Grüß Gott dich, Nachbarin!“

ein langes Leben. Gute Nacht,  
Signor!“

D'Estrelli, denn er ist der Fremde, hält den Fischer noch mit der Frage zurück, seit wie langer Zeit diese Gesellschaftsdame bei der Gräfin sei.

„Zeit dem Herbst“, entgegnet der Mann und eilt davon, sein ihm entgegenkommendes Weib zu begrüßen.

Noch zögert die Sonne, hinabzutauhen in das Meer.

Verauschende Däfte entsteigen den vom Abendwinde leise bewegten Blättern und Blüten der Bäume und Gesträuche.

Meer und Küste sind in Gold und Purpur getaucht.

Der Kapitän hat heute kein Auge für die paradiesische Schönheit seiner Umgebung, er sieht nicht die Purpurwolken am Himmel, wie er die Lieber der sich in Barken dem Gestade nähernden Sängler nicht hört. Er steht gedankenverloren und starrt auf die Stelle, wo ihm im rothen Abendlichte das Antlitz des heiliggeliebten Weibes erschienen.

Sein Herz klopft stürmisch.

Er hat sie wiedergefunden, die ihm entflohen war. Noch hat sie ihn nicht gesehen, noch hat sie keine Ahnung von seiner Nähe. Die Furcht, sie zu erschrecken, die Angst, sie zu erneuter Flucht zu treiben, haben ihm Kraft gegeben, seine Ungeduld zu bemeistern; er hat der Versuchung widerstanden, der Geliebten mit lauten Worten der Freude zu nahen.

Noch weiß er nicht, wie Gertrud die Wiedersehen begrüßen wird.

Was sein Herz mit Wonne erfüllt, kann das ihrige schmerzlich berühren.

Er sagt sich, daß er vorsichtig sein müsse, denn jetzt, wo er am Ziele steht, nach dem er sich so lange gesehnt, darf er die Gesuchte nicht wieder verlieren, ohne der Verzweiflung anheim zu fallen. Gertrud muß ihn hören — sie muß zu ihm sprechen — sie muß ihm vertrauen — ihm, der freudig sein Herzblut für sie hingeben würde, der ihr Glück höher achtet als sein eigenes.

Soll er den Ort schon verlassen, wo er sie wieder gesehen? Muß er sich vor ihr verbergen, der sein Herz entgegenfliegt in stürmischer Leidenschaft?

Er tritt an das Gitterthor, durch welches sie ihm entschwunden ist. Er blickt sehnsüchtig den Kiesweg entlang in den Garten; er lehnt sich an die Stäbe und athmet den Duft der Pflanzen, der auch sie erfreut.

Weiß schimmert das Haus zwischen dem Grün der Bäume. Der Kapitän neigt sich vor; ihm ist, als sähe er eine Frauengestalt auf der Veranda. Er späht hinüber — da gibt das Gitterthor plötzlich nach und öffnet sich; im nächsten Augenblick steht er im Garten.

Alfonso hat alle Vorsicht vergessen, alle Bedenken der Vernunft sind ihm untergegangen in der heißen Sehnsucht nach der Langentbehrten. Er überlegt nicht, daß er, hier ein Eindringling, durch die reizend schönen Gartenanlagen eilt, daß man ihn hinausweisen kann aus diesem Paradiese — sein alleiniger Gedanke ist — Gertrud.

Der Name des Mädchens lebt in seinem Herzen, hält durch seine Seele und — tönt mit dem Ausdruck unennbarer Zärtlichkeit von seinen Lippen.

War seinem Kufe die Nacht geworden, die Geliebte herbei zu zaubern, oder stand sie bereits früher auf der obersten Treppentstufe zu jenem Pavillon?

Alfonso steht athemlos still und starrt die Erscheinung an. Gertrud's Profil ist ihm zugewandt; ihre Augen blicken seitwärts nach dem Meere hin, ihr Arm ruht auf der blumengefüllten Marmorvase der Balustrade. Jetzt wird der Kapitän gewahr, wie klein und schmal das liebe Antlitz des Mädchens geworden, wie schmählich die schlanke Gestalt.

„Gertrud!“ flüstert er halb unbewußt noch einmal. Sie zuckt zusammen, lehnt sich fester an den die Base tragenden Sockel und bleibt, mit großen, erschreckten Augen in den Garten blickend, auf ihrem Platze stehen.

Alfonso eilt an ihre Seite, erfährt ihre beiden Hände und ruft mit bebender Stimme: „Gertrud, ich habe Dich wieder! Keine Macht der Erde soll Dich mir mehr entreißen!“

Das junge Mädchen steht schweigend, aber sie wehrt dem Freunde nicht, der ihre Hände mit heißen Küssen bedeckt — ihre Augen ruhen mit einem leuchtenden Ausdruck auf seinem Angesicht. Ermüthigt durch diesen Blick, fährt der junge Mann fort:

„Gertrud, ich habe Dich gesucht in vielen Ländern. Seit einem halben Jahre reise ich unaufhörlich umher. All mein Forschen war vergeblich. Jeder Abend brachte mich der Gewißheit näher, daß ich Dich für immer verloren — und doch fand mich jeder neue Morgen muthvoll und hoffnungsfreudig dem Ziele entgegenstrebend, das meiner Ausdauer nun endlich geworden. Gott sei gelobt, es ist erreicht!“

Sie lächelt. O, wie dieß Lächeln ihr ernstes Antlitz erhellt.

„So sehr haben Sie mich vermißt, mein Freund?“ fragt sie leise.

Er neigt sich zu ihr und antwortet leidenschaftlich: „O Gertrud, ich kann nicht leben ohne Deine Nähe. Seit ich Dich nach dem Tode meiner Tante wiedergesehen, habe ich gefühlt und erkannt, was ich durch meine Verblendung verloren. Dein Bild begleitete mich, als ich reisen mußte. Deine milde Rede rief ich mir in's Gedächtniß, da ich einer Schuldigen Vergebung brachte — Deine Augen leuchteten mir, wie die Sterne in der Nacht des Unglücks, die ganze Zeit hindurch, Deine Briefe, so kurz sie waren, blieben mein Trost. Nach dem Tode meines unglücklichen Weibes durchschiffte ich Meere, besuchte fremde Länder, ich hörte lange nichts von Dir — aber ich dachte an Dich — ich liebte Dich mit der Liebe, die Deiner würdig war. Ich liebte Dich hoffnungslos, obgleich ich jetzt frei war, denn ich meinte, Du würdest den Dir von Deiner Pflegemutter bestimmten Gatten trotz Deines Zögerns dennoch wählen. Ich kam wieder nach Frainstein — ich sah Dich — ich liebte Dich von ganzem Herzen — und so liebe ich Dich heute. Ich muß Dir diese Liebe jetzt gestehen, obgleich ich erwarten muß, daß Du Dich von mir wendest; denn wenn Du mich liebtest, hättest Du nicht vor mir fliehen können, wie vor Deinem ärgsten Feinde, Du, meine Lebensretterin! Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Gertrud, kehre zu mir zurück als mein Weib — wenn Du mich nicht lieben kannst, als meine Freundin — meine Schwester, aber kehre zurück, verlasse mich nicht wieder!“

Er legt den Arm um sie, ihr Haupt lehnt an seiner Brust, sie blickt voll in seine Augen und entgegnet:

„Alfonso, ich habe viel um Dich gelitten, aber dieser eine Augenblick der Seligkeit wiegt Jahre des Leidens auf. Ja, Du kannst es nicht wissen, was Du mir warst, was Du mir bist. So höre denn. Als ein Kind hast Du mich in Frainstein gefunden. Du wurdest mein Lehrer, mein Freund, mein Bruder.“

Gertrud hat sich sanft den umschlingenden Armen des Geliebten entzogen, sie steht an seiner Seite, ihre Hand ruht in der seinen; sie fährt fort:

„Ich bewunderte, ich verehrte, ich liebte Dich. Du warst der Held all der Märsche, die Du im Verein mit Beppo mir erzähltest; all die Seebentener hattest Du bestanden, all die Kämpfe, die Siege, die wunderbaren Rettungen kamen Dir zu. Deine Gegenwart beglückte mich — warst Du ferne, dann sehnte ich mich nach Dir, betete für Dein Wohl und hoffte auf Deine Rückkehr. Meine Wohlthäterin sprach beständig von Dir und ich konnte nie genug von Alfonso hören. Noch warst Du meinem Herzen ein zärtlich geliebter Bruder. Doch ich wuchs heran und lernte Dein Bild in anderem Lichte sehen, denn meine Pflegemutter bereitete mein Herz auf das mir bevorstehende Glück, die Gattin ihres theuren Neffen zu werden, vor. Sie meinte, Deiner Liebe zu mir sei sie sicher. Es war

die Zeit nach Deinem letzten in Frainstein verlebten Urlaube. Du hattest uns verlassen. Ich lebte nur in dem Gedanken an Dich; ich fühlte mich unaussprechlich glücklich. Die Zeit verfloß. Es ward wieder Sommer. Ich durfte meine Eltern in der Schweiz besuchen. Da rief mich ein Telegramm plötzlich nach Frainstein zurück. Meine Wohlthäterin fand ich bei meiner Ankunft daselbst todkrank im Bette. Sie lag im heftigsten Fieber und schwebte in höchster Lebensgefahr. Endlich wich die Krankheit. Meine geliebte Pflegemutter genas. Sie sagte mir Alles. Du warst vermählt! Ich lernte entsagen. Ich wurde ruhig und kalt — ich hatte Dir nichts zu verzeihen — Du hattest mein Herz nicht betrogen — Du warst nicht treulos, denn Du hattest mich nie geliebt! — Ich aber — ich liebte Dich auch jetzt noch wie vorher — treu und fest. Ich verschloß diese Liebe in meinem Herzen; kein Mensch durfte sie ahnen, aber sie lebte fort und fort — und wird leben, so lange ich athme und bin.“

Alfonso hält Gertrud in seinen Armen, küßt die Thränen aus ihren Augen und flüstert Worte des Entzückens, der Bönne, des höchsten Glückes.

„Und doch bist Du vor mir geflohen,“ sagt er endlich mit zärtlichem Vorwurf, als die Beiden neben einander an der Balustrade stehen; „warum hast Du das gethan?“

Sie senkt das Haupt. „Ich hatte keine Ahnung von Deiner Liebe,“ entgegnet sie — „und ich war mir einer Schuld bewußt. Der Ankläger hatte Recht — ich war eine Diebin. Heimlich entwendet, gestohlen hatte ich das Dokument — trotz meines guten Beweggrundes zu der That, sprach mein Gewissen mich schuldig.“

„Ich mißtraute Dir nicht, Gertrud. Ich glaubte an einen Irrthum — ich erwartete Vertrauen von Dir.“

„Dieß konnte ich nicht gewähren.“

„Kannst Du es auch jetzt nicht?“

Sie lächelt und wendet ihm ihr erglühendes Antlitz zu. „Jetzt darf ich sprechen, darf Dir Alles gestehen, darf Deine Verzeihung erbitten — denn Du liebst mich.“

„Sprich oder schweige, Gertrud — ich weiß, Du bist frei von Schuld.“

„Morgen sollst Du das Dokument sehen. Komm' nach der Ankunft des Dampfers hierher, Geliebter, und höre mein Geständniß. Jetzt aber geh', mein Alfonso. Sieh', die Sonne taucht in das Meer nieder; wie von Millionen Edelsteinen schimmern die Wellen. Die Sonne verschwindet, um morgen in erneuter Pracht wiederzukehren; auch wir trennen uns, um uns eines baldigen, frohen, beglückenden Wiedersehens zu erfreuen. Gute Nacht, mein Geliebter!“

Er will sie nochmals in seine Arme ziehen. Sie wehrt ihm lächelnd und deutet nach dem Garten. Er gehorcht und steigt die Treppe hinab.

Doch er kehrt zurück, umfaßt sie und fragt in plötzlich erwachender Angst: „Entziehst Du mir nicht wieder, Gertrud?“

„Nein,“ antwortet sie fest und innig, „ich bin Dein für immer und bleibe bei Dir.“

Er drückt ihre Hand in der seinen. „Ich danke Dir. So leb' denn wohl! Auf Wiedersehen, morgen! Gute Nacht!“

Er verläßt den Garten. Gertrud aber faltet die Hände und ein inbrünstiges Dankgebet steigt aus ihrem Herzen zum Lenker der Geschichte empor.

Am nächsten Morgen brachte das Dampfschiff die Enkelin der Gräfin S. Die junge Dame — sie war vor Kurzem Wittwe geworden und befand sich in beschränkten Vermögensverhältnissen — kam, um sich fortan selbst der Pflege ihrer Großmutter zu widmen.

Früher hatte Gertrud mit Bangen der Ankunft der Baronin, deren Gegenwart eine fremde Gesellschafterin für die alte Frau überflüssig machen mußte, entgegen gesehen; jetzt begrüßte sie dieselbe freudig, durfte sie doch nun hoffen, baldigt ihre Entlassung zu erhalten, um die Zeit bis zu ihrer Vermählung bei ihren guten Eltern zubringen zu können.

Gertrud war damals aus der Schlucht vor dem Todesprung des Amerikaners unbemerkt entflohen und auf Umwegen durch den Wald nach einer mehrere Stunden entfernten Stadt gewandert. Hier hatte sie einen Theil ihrer Schmucksachen verkauft, um sich mit dem Nöthigsten an Kleidern und Wäsche zu versehen, dann war sie über die Grenze gegangen und per Bahn weitergereist. In einer der Haltestationen traf sie mit der Gräfin S. zusammen und konnte derselben einen Dienst leisten, indem sie die alte Frau vor einem gefährlichen Sturze von den Stufen des Waggons rettete. In dem nun folgenden Gespräche erfuhr Gertrud, daß die Gesellschafterin der Dame heimlich mit einem jungen Manne in die weite Welt gegangen sei und daß die Gräfin sich nun plötzlich gezwungen sehe, allein weiterzureisen, was bei ihrem Alter und ihrer Kränklichkeit sehr unangenehm für sie sei; um so mehr freue sie sich, sagte sie, hier unverhofft eine Beschützerin gefunden zu haben. Die alte Dame bat Gertrud, mit ihr im Restaurationsgarten zu diniren, und ehe die Stunde des Aufenthaltes auf der Mittagsstation verfloßen war, hatte das junge Mädchen mit Freuden eingewilligt, die Reise als Stellvertreterin für die entflozene Gesellschafterin der Gräfin fortzusetzen.

Es brachte Gertrud einige Wochen auf dem an der Nordsee gelegenen Schlosse der Dame zu, denn dorthin

war dieselbe, aus einem der besuchtesten Badeorte heimkehrend, auf der Reise begriffen gewesen, als sie jener Unfall mit Gertrud bekannt machte.

Als der Herbst herannahte, suchte die Gräfin mit ihrer Gesellschafterin, die ihr bereits eine treue Pflegerin und liebe Freundin geworden, ihre Villa in dem italienischen Fischerdorse auf und brachte, wie alljährlich, den Winter dort zu. Gertrud führte ein stilles, angenehmes Leben im Hause der alten Dame, die keine Gesellschaft bei sich sah; sie hätte sich glücklich fühlen können, wenn die qualvollen Gedanken und Zweifel nicht gewesen wären, die ihr Herz unaufhörlich durchstürmten.

Mußte der Freund, den sie liebte und verehrte, sie nicht für schlecht und ehrlos halten? War sie doch vor ihm geflohen, ohne ihm Rechenschaft von ihrer That zu geben.

Den Tod des Amerikaners, die Bestrafung seines Mitschuldigen, den Umstand, daß der falsche Kurt von Frainstein die vermißten Werthpapiere in seinem Portefeuille gehabt und daß jenes in einem Buch aufgefundenen Verzeichniß ein Falsifikat gewesen, all das hatte Gertrud aus den Zeitungsberichten erfahren. Auch Alfonso's, nur ihr verständlich abgefaßte Bitte um ihre Rückkehr hatte sie in den Journalen gefunden. Sie konnte dieser Bitte nicht Folge leisten. Zwar vor der Welt war der auf ihr lastende Verdacht des Diebstahls erloschen — nicht so in den Augen des Kapitans. Ihm schuldete sie Aufklärung, allein sie wollte ihm dieselbe nicht geben — sonst war all die Qual, die ihr aus jener That entsprossen, vergeblich gewesen.

Sie war fest entschlossen gewesen, dem Neffen ihrer Wohlthäterin, dem Manne, der ihr Freund, Bruder sein wollte, das unselige Dokument nie auszuliefern, lieber zeitweilig fremdes Brod zu essen, die Heimat zu meiden.

Doch sie hatte schwer gelitten und gerungen. An all' das dachte Gertrud, als sie an dem Tische im Pavillon saß und auf den Geliebten wartete.

Ein Lächeln glitt über ihre Züge, in ihren Augen leuchtete es auf. Zu Ende ist Sorge, Qual und Kummer — denn Alfonso liebt sie! Nun darf sie ihm Alles sagen, Alles!

Kommt er nicht dort über den Kiesweg herangeschritten? Ja, er ist es. Das ist seine hohe Gestalt, sein elastischer Gang. Jetzt winkt er ihr und beschleunigt seinen Schritt; jetzt steht er an ihrer Seite und begrüßt sie zärtlich.

Feierlichen Ernst in Haltung und Angesicht, bittet Gertrud den Kapitän, am Tische Platz zu nehmen und sie ruhig anzuhören.

Er gehorcht. Sie selbst bleibt stehen, stützt die Hand auf ein vor ihr auf der Tischplatte liegendes, ziemlich umfangreiches Couvert und beginnt also zu sprechen:

„Meine Wohlthäterin liebte mich; ich vergalt ihre Liebe durch die Zärtlichkeit und Dankbarkeit einer Tochter. Ich that, was in meinen Kräften stand, meiner theuren zweiten Mutter zu beweisen, wie innig ich ihr zugethan sei — ich that es ohne eigennütziges Nebenabzichten — ich dachte nicht an die Zukunft — an Tod und Erbschaft. Mein Herz war rein von Habgier.“

„Wer hätte es gewagt, Dich der Habgier zu beschuldigen!“ ruft Alfonso.

Sie winkt ihm, zu schweigen, und fährt fort: „Weil ich keine Erbschleicherin war, erfüllte mich der Zorn meiner Wohlthäterin gegen Dich, ihren Neffen, mit Schrecken. Vergeblich kämpfte ich gegen diesen Zorn, er wollte nicht schwinden. Alle Liebe zu Dir schien in ihrem Herzen erloschen zu sein. Sie wollte nie mehr an Dich denken, sagte sie mir, sie habe Deine Briefe, jedes Blatt, das sie an Dich erinnern könnte, beseitigt, das vor Jahren zu Deinen Gunsten gemachte Testament verbrannt. Sie glaubte das Dokument vernichtet zu haben, war aber offenbar, ehe sie diese Absicht ausgeführt, von ihrer furchtbaren Gemüthsregung überwältigt, ohnmächtig zusammengebrochen. Das geheime Schubfach — sie hielt es für leer — in welchem sie sonst stets alle Dich betreffenden Papiere aufbewahrt hatte, schwur sie, nie mehr zu öffnen. Im Laufe der Zeit nahm ihre Kränklichkeit immer mehr zu. Mit steigender Besorgniß hörte ich verschiedene Andeutungen bezüglich ihres Nachlasses. Ihre langwierige Krankheit ließ sie immer öfter von ihren lestwillingen Verfügungen sprechen. Ich hat für Alfonso, ich beschwor sie, ihm zu verzeihen — Alles, was ich erreichte, war, daß sich das körperliche Leiden der Kranken durch die mit solchen Gesprächen verbundene Gemüthsaufrührung steigerte. Ich mußte schweigen — ich mußte mich fügen — wie ich mich schweigend fügen mußte, als das Projekt meiner Verheirathung mit dem mir verhassten Amerikaner, der ihre Gunst zu gewinnen verstand, immer fester in der Seele meiner Wohlthäterin Wurzel faßte. Dem guten Frainstein brauche ich kein Legat zu bestimmen, ihm hinterlasse ich ja meine Erbin, meine Gertrud,“ sagte sie öfters zu mir. Endlich kam ihre letzte Krankheit. Der Arzt gab keine Hoffnung mehr. Auch jetzt durfte ihr Niemand von Verzeihung mit Dir sprechen. Ich aber erfuhr aus ihren Fieberphantasien, wie tief in ihrem Herzen verborgen die alte Liebe zu Alfonso lebe. — Es kam die Nacht, welche der Arzt als ihre letzte vorhergesagt — da nahm ich die Schlüssel unter dem Kopfkissen der Sterbenden hervor und ging heimlich in das Arbeitszimmer meiner Pflegemutter. Ich öffnete den Sekretär und entwendete daraus dieß Dokument. Die That war gemein — die Absicht war gut. Ich wollte eine Ungerechtigkeiten verhüten. Wenn kein Testament gefunden ward, mußtest Du als der einzige Blutsverwandte der Erblasserin

ihr gefetzlicher Erbe sein. Zitternd wie eine Verbrecherin kam ich im Krankenzimmer wieder an. Zwei Stunden später starb meine Wohlthäterin in meinen Armen — aber mit Deinem Namen — mit dem Worte der Verzeihung für Alfonso auf den Lippen.“

Gertrud reicht dem Kapitän das Päckchen. Er reißt die Enveloppe auf und durchfliegt das darin enthaltene Schriftstück.

„Gertrud,“ ruft er, „Du kanntest den Inhalt dieses Testamentes! — Du hast Dich selbst enterbt, freiwillig, großmüthig — zu Gunsten des Mannes, der Dein Herz mißachtete und von sich stieß! O Mädchen, Deine Seelengröße ist der Bewunderung werth! Du bist eine Heldin!“

Der Lenz war gekommen. Auch in den Wäldern, auf den Bergeshöhen, in den Thälern um Frainstein grünte und blühte es. Die Saaten der Felder prangten im Schmelz des Frühlings. Die Gärten schmückten sich zu üppiger Pracht.

Die Sonne lachte vom wolkenlosen Himmel hernieder. Auch die Menschen waren fröhlich. In Gruppen standen sie im Städtchen beisammen und besprachen das Ereigniß des Tages — die bevorstehende Ankunft des Gutsheeren von Frainstein und seiner Gemahlin.

Der menschengesüllte Schloßhof oben war festlich geschmückt; Fahnen flatterten im Winde, Blumenguirlanden und Tannengrün verbreiteten ihren Duft.

„Kanonen los, das Admiralschiff in Sicht!“ kommandierte Deppo endlich.

Böllerschüsse erschütterten die Luft, viel hundertstimmiges Jubelgeschrei ertönte, als der Kapitän mit seiner Gattin vor dem Schloßportale den Wagen verließ.

In Gertrud's Augen schimmerte es feucht, aber ein glückseliges Lächeln umspielte ihren Mund.

Der Matrose drängte sich als der Erste an das neuvermählte Paar heran, um seine Glückwünsche darzubringen; sein weitergebräuntetes Angesicht zuckte; die hellen Freudenthränen rannen seine Wangen nieder.

Alfonso schüttelte die Hand des treuen Dieners und sagte bewegt:

„Unser Schiff läuft in den Hafen ein. Hier soll es Anker werfen — so Gott will, eine frohe, glückliche Zukunft zu genießen!“

Russische Jäger.

(Bd. 5. 556.)

Ein gewisses mythisches Dunkel umgibt nicht allein die sozialen und agronomischen, sondern auch, und zwar in hervorragender Weise, die jagdlichen Verhältnisse Rußlands. Wo sich in deutschen Zeitschriften das Wort Jagd oder Jagden in Rußland findet, da entsteht sofort der Gedanke an Kämpfe mit Bären oder Wölfen.

Diese Idiosyncrasie hat seine volle Berechtigung, da in der jagdlichen Fauna Rußlands das Raubzeug eine hervorragende Rolle spielt. Hierzu kommt noch, daß der Jagdbetrieb in Rußland an seine weidmännischen Regeln gebunden ist und daß das Gros der russischen Jäger ohne Rücksicht auf den Fortbestand und die Hege der Wildarten die tollste „Kasjägererei“ treibt. Von dem massenhaft auf den europäischen Markt gebrachten russischen Federwild ist der weitaus größte Theil in Schlingen gefangen.

Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß es unter den Großgrundbesitzern Rußlands nicht auch weidgerechte Jäger gebe. Diese haben aber so vereinzelt da, daß ihre Bestrebungen und Bemühungen nur geringen Erfolg haben können und nicht im Stande sind, an den trostlosen jagdlichen Zuständen auch nur das Geringste zu ändern.

In allen Gegenden Rußlands, in denen die baumlosen Ebenen dominieren, spielt der Windhund eine wichtige Rolle, weil dieser im Jagdbetriebe die Freuden der Jagd mit denen des Reissports vereinigt. Je nach den verschiedenen Distrikten sind glatthaarige, langhaarige oder rauhaarige (stichelhaarige) Hunde im Gebrauch.

In Gegenden, in denen Wölfe vorkommen, hält man zur Hege auf dieses Raubwild die größeren langhaarigen oder eine besonders kräftige Rasse glatthaariger Windhunde, welche den leichten Hahnhunden (Blendungen) fast nahe kommen.

Durch Zuführung von schwerem Hahnräudenblut hat man dem Windhunde Muth und Stärke, deren er im Kampfe mit dem Wolfe dringend bedarf, eingeeimpft.

Die Schnelligkeit derartig fortgezüchteter Hunde ist völlig ausreichend, um den schlimmen Feind zu überholen und auch der Haje läßt ihnen auf den großen Ebenen, in denen sie das Wild nicht aus dem Auge verlieren, in Folge ihrer Ausdauer zur Beute.

Eine solche Koppel schwerer Windhunde ist es, welche uns H. Koubaud auf unermem Wilde vorführt. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß es sich auch im vorliegenden Falle um eine Wolfsjagd handelt. Die Jäger sind auf dem bestimmten Platz eingetroffen und harren der Jagdgeellschaft. Der Herbst ist in's Land gezogen und die ersten scharfen Nachfröste haben einen Theil der Waldbäume bereits ihres Laubes entkleidet.

Die jungen Restwölfe sind bereits zu recht ansehnlichen Burschen herangewachsen und es scheint hohe Zeit, dem Unwesen dieser, täglich kühner und gefährlicher werdenden Räuberbande Einhalt zu thun.

Die Anheuler haben genau das Revier festgesetzt, in das sich die alten Wölfe mit ihrer Tucht\*) gesteckt haben, und der Tag zum Abjagen des Gesindels ist anberaumt.

Eine der beliebtesten und auch sichersten Arten des Abjagens auf Wölfe ist die, welche die Resultate der Schützen durch hinter denselben aufgestellte Windhundrelais sicherstellt. Diese Jagdart ist jedoch nur dort möglich, wo nicht zu große Waldungen an Ebenen stoßen oder von größeren baumlosen Flächen unterbrochen werden.

Will man sicher sein, die alten Wölfe mit im Treiben zu haben, so darf man die Jagd nicht vor 11 Uhr Morgens beginnen.

Treiber und Schützen werden in aller Stille angestellt. Auf der Ebene positionieren sich die berittenen Jäger mit den Windhunden, derart vertheilt, daß sie jeden die Schützenleite durchbrechenden, geflüchten oder angehohlenen Wolf anheulen können. Das Treiben wird derartig angelegt und dirigirt, um das Raubzeug möglichst in die Ebene zu drücken. Lehnt sich der Rückwechsel an Wald, so muß dieser ganz besonders durch gute Schützen besetzt werden. Auch ein oder zwei Relais auf dem Rückwechsel sind oft nöthig.

Bei meiner letzten Reise in Rußland hatte ich Gelegenheit, einer solchen Jagd beizuwohnen. Das Abjagen einer ziemlich starken Tucht Wölfe war, nachdem der Walddistrikt, in den das Raubzeug sich gesteckt, durch die Anheuler lange Zeit vorher festgelegt und die Familie fortgesetzt beobachtet worden, auf Mitte Oktober festgesetzt.

Am Morgen der Jagd versammelte sich die Jagdgeellschaft auf dem Schlosse des Jagdgebers.

Nach einem kräftigen Weidmannsfrühstück wurde aufgebrosen. Einige reitlustige Nachbarn waren zu Pferde erschienen und hatten ihre Jäger mit den Windhunden mitgebracht. In einiger Entfernung vom Walde hatte sich die Treibwehr versammelt. Während ein Förster die Treiber anstellte, brachte der Oberförster die Schützen und die berittenen Jäger auf ihre Plätze.

Die Front und die Flanken wurden besetzt. Berittene Jäger mit sechs Strid Windhunden vertheilten sich auf den angrenzenden Feldern derart, daß sie das Jagen übersehen konnten. Zwei berittene Jäger mit je einem Strid Windhunden waren auf den Rückwechsel beordert. — Das Arrangement verlief in lautloser Stille.

Wenige Sekunden nach dem ersten Antreiben durchbrach ein alter Wolf, gefolgt von einem Jungen, die Schützenleite. Papa Hegrimm rollte unter dem Feuer des Grafen P.; der hoffnungsvolle Sproß wechselte, nur von einigen Schrotkörnern auf die Socken gebracht, gerade auf ein hinter einem dichten Busch aufgestelltes Relais Windhunde los. Der Jäger ließ den Muske Rasewis bis auf dreißig Schritte heran und erst als dieser, die Hunde eräugend, einen Haken schlug, hegte er an.

Die ganze Hatz dauerte kaum hundert Schritte, wo der jugendliche Räuber ergriffen und sans laçon abgewürgt wurde.

Nach diesem ersten glücklichen Debit ließ die übrige Gesellschaft ziemlich lange auf sich warten. Erst als sich die Treibwehr der Walddistricte näherte, kam kurz hinter einander die ganze Tucht, eine alte Wölfin mit sieben hoffnungsvollen Sproßlingen, vor die Schützen. Zwei fielen unter dem Feuer, drei wurden schwer krank geschossen, gingen zurück und wurden von den Treibern todgeschlagen; die alte, schlaue Wölfin stahl sich mit einem Sproßling an der Flanke durch, wurde gefolgt und nahm das freie Feld an. Sowie das Raubzeug weit genug vom Holze entfernt war, hegte der nächste Jäger mit seinem Strid an.

Der junge Wolf war bald eingeholt und erlag sofort seinem Schicksal.

Während aber die Hunde mit dem jungen Wolf beschäftigt waren, hatte die alte Wölfin einen bedeutenden Vorsprung erlangt und würde sicher entkommen sein, wenn nicht einer der Herren, welcher der Hatz gefolgt war, der alten Räuberin, aus Leibeskräften schreiend, nachgeritten und sie zu einer Samenlung veranlaßt hätte.

Durch das Schreien war einer der berittenen Jäger auf den Rückwechsel aufmerksam geworden und hatte trotz der weiten Entfernung sofort angehegt.

Mehr und mehr verringerte sich die Distanz zwischen der Wölfin und ihren Verfolgern, aber auch die Entfernung zum nächsten Walde nahm bedenklich ab.

Ein ganz junger, aber sehr schneller Hund war ziemlich weit voraus und alle Kräfte aufbietend, räumte er Mama Hegrimm rücksichtslos.

Dieser Mangel an Galanterie ging der alten Dame über den Spaß. Anstatt unbeirrt um diese Ländereien ihren Weg zu verfolgen, machte sie entrißtes Front und setzte sich zur Wehr.

Währenddem war auch der zweite Hund heran, packte zu, erhielt aber einen suchtbaren Schlag und prallte, laut aufheulend, zurück.

Dieses Moment hatte der junge Hund benützt, um die Wölfin von hinten an dem Kragen zu packen, flog aber sofort energisch abgeschüttelt zehn Schritte zurück.

Die Hunde, welche völlig ausgepumpt waren, griffen zwar nicht mehr an, hielten aber den Feind wenigstens auf dem Platze bis Suffurs lam.

Mittlerweile galoppirten die Relais von der Front des Jagens heran und es entspann sich ein furchtbarer Kampf. Erst nachdem zehn frische Hunde, welche alle ihre Schuldigkeit thaten, auf die Wölfin gesetzt waren, gelang es, das grimmige Raubwild zu überwältigen.

Der letzte junge Wolf, welcher zurückgegangen war, hatte das ganze Treiben durchschürtzt und wurde auf dem Rückwechsel angehohlenen, und obgleich er in's Treiben zurückschlug, von den Windhunden in dem dort ziemlich lichten Gehölz ergriffen und zur Strecke geliefert.

Die Jagdgeellschaft zog mit zwei alten und acht jungen Wölfen im Triumph nach dem Schlosse zurück. A. Hertefeld.

Schrittlängen.

Im Architekten- und Ingenieurverein zu Hannover theilte Professor Jordan mit, daß er seit 1873 die Länge des Schrittes von 256 Studirenden der technischen Hochschulen zu Karlsruhe und Hannover bestimmt habe. Die Längen werden durch Abschreiten einer ebenen horizontalen Strecke von 200 bis 300 Meter gemessen. Der kleinste Schritt war 67, der größte 97 Centimeter; am häufigsten kam der von 78 Centimeter vor, Schritte über 87 und unter 76 Centimeter fanden sich nur selten. Das Mittel aus den 256 Beobachtungen war 80,7 Centimeter, welcher Werth nach der Ausgleichsrechnung einen mittleren Fehler von + 4,47 Centimeter = 5,5 Prozent enthält. Ist also in der Ebene eine Länge von einer Person unbekanntem Schrittmahes abgemessen, so kann man die Länge auf ungefähr 5 Prozent genau bestimmen, wenn der Schritt zu 80 Centimeter angenommen wird. Im Ferneren hat Professor Jordan die eigenhändige Bemerkung gemacht, daß die Länge des Schrittes derselben Person mit wachsendem Alter abnimmt, und zwar fiel dieselbe beispielsweise von 81 Centimeter im Jahre 1873 auf 76 Centimeter im Jahre 1884.

Die „narrische Excellenz“.

Novellette

von

Sugo Klein.

(Nachdruck verboten.)

„Hahaha! Hahaha!“

Der König konnte nicht umhin, zu lachen, und die gesammte Schar der Höflinge lachte mit ihm, daß die Wände des Saales eritterten, von den Generalen seiner Majestät bis zu dem Junker Biberitz, dem dümmsten und blödesten Pagen, der je einer hohen Frau die Schleppe getragen — ja, der Letzte der Biberitze lachte so despektirlich, daß der König verstummte und sein Auge im Unmuth funkelte. Da lachte der Dummkopf über die Gelehrsamkeit, die der König in's Narrenkleid gesteckt hatte, — die Wirkung war doch seltsam, war sie im Uebrigen auch die erwünschte? — so mußte selbst die Majestät sich fragen.

Was war der Grund der allgemeinen Heiterkeit?

Die Höflinge hatten der „narrischen Excellenz“, dem Kammerherrn Gundling, einen argen Poffen gespielt. Der Hofnarr trug eine ganz besondere Kleidung, einen schwarzen Sammetrod mit großen goldenen Aufschlägen, einen Hut mit rothem Federbusch, rothseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit rothen Abjagen. Und als nun der Herr Kammerherr den Audienzsaal betrat, erschien in der Thüre ihm gegenüber eine ganz ähnlich kostümirte Miniaturgestalt, ein kleines Keffchen von ganz abschaulicher Physiognomie. Und nun näherte sich das wohl-dressirte Thier dem Könige und übergab ihm eine Bittschrift, die der Kammerherr von Knauffingen sofort vorlas. In der Bittschrift klagte das Keffchen, es sei des Freiherrn von Gundling einziger leiblicher Sohn, den der Vater nicht anerkennen, ja nicht einmal in den Genuß der ihm gebührenden Alimente sehen wolle. Und so bat denn das Keffchen Seine Majestät unterthänigst, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Höflinge aber umringten die narrische Excellenz und überhäufeten sie mit Vorwürfen über die väterliche Grausamkeit und Herzlosigkeit, von der soeben der Schleier gezogen wurde. Die Szene war gar possierlich. Und der König lachte und der ganze Hofstaat lachte, selbst das Opfer des Poffenspiels wurde von der Laclust der illustren Gesellschaft angeleckt. Die narrische Excellenz hatte so viel Geist, durch eine unnöthige Entrüstung, auf die man rechnete, die allgemeine Heiterkeit nicht zu vermehren.

„Affenliebe, wahre Affenliebe, Majestät, habe ich ja für den Balg.“

Gundling nahm das Keffchen auf den Arm, nannte es seinen lieben Sohn und streichelte lieblosend sein struppiges Fell. Und nun verließ der König den Saal, die lachende Suite eilte hinaus, um der ganzen Stadt den köstlichen Spaß zu melden. Ihr Lachen hallte aber noch im Korridor wieder, als Gundling den Affen wüthend in eine Ecke schleuderte, so daß das arme Thier einen dumpfen Klagegeschrei ausstieß und hinkend das Weite suchte. Die narrische Excellenz aber fiel in einen Lehnstuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und — weinte.

Da legte sich eine Hand auf die Schulter Gundling's, und eine tiefe, milde Stimme rief ihn beim Namen.

„Paul!“

Der Narr erhob sein Haupt und wandte dem Andern sein schönes, dunkles, geistreiches Antlitz zu.

„Du bist es, Schwager?“ fragte Gundling.

„Komm', Paul, ich habe mit Dir zu sprechen!“

Der Hofnarr nickte mit dem Kopfe, er wußte wohl, was der Gegenstand der Unterredung sein würde. Und er hatte nichts dagegen, die Rolle zu besprechen, die er an diesem Hofe spielte. Er empfand ja immer — wenn er müdeten war — bitter ihre Erniedrigung, und es drängte ihn, sein Herz vor dem Schwagermann auszuschütten, der am Morgen angelangt war und bereits Gelegenheit gehabt hatte, ihn in seiner Glorie zu sehen, gehörte er ja auch zu den Zeugen der unwürdigen Szene, die man vorhin mit ihm gespielt.

Gundling stand auf und folgte Herrn von Ngen, dem hantwör'schen Abgesandten, auf seine Stube. Sie lag im andern Flügel des Schlosses; es war ein liches, freundliches Gemach, zu dessen offenen Fenstern die grünbelaubten Zweige der Bäume ihre Nester streckten. Kühl und schattig war es hier und nur vereinzelte Sonnenstrahlen malten glänzende, zitternde Sterne an die Wand. Auch den Lärm und das Lachen der Höflinge hörte man hier nicht, nur das melodische Zwitschern kleiner Vögel, die im Blätterwerk jubilirten. Gundling setzte sich in die Nähe des Fensters und schien bald ganz des Schwagers zu vergessen, vertieft in seine ernstern, kammerschweren Gedanken. Herr von Ngen ging mit großen Schritten im Gemache auf und ab und warf nur manchmal einen halb forschenden, halb zärtlichen Blick auf die narrische Excellenz. Endlich brach er das Schweigen und fragte:

„Paul, wie bist Du so weit gekommen?“

Ein spöttisches Lächeln umspielte den Mund des Narren, während er das glatte dunkle Haar aus der hohen Stirne zurückstrich.

„Bist Du neugierig?“ fragte er. „Es ist wirklich eine narrische Geschichte,“ fuhr er dann mit Bitterkeit fort. „Narrisch und lehrreich, sehr lehrreich...“

\*) In den deutschen Ostprovinzen wird das Gehag einer Wölfin eine „Tucht“ genannt. Die Red.

„Nicht gewöhnliche Neugierde läßt mich fragen,“ sagte Herr von Ilgen ernst. „Es ist die zärtlichste brüderliche Theilnahme. Wenn man einen lieben Verwandten und theuren Freund in solcher Lage sieht, wie ich Dich, so möchte man gerne rathen und helfen, und welches auch die seltsamen

Schicksale seien, die Dich, die einstige Zierde der Berliner Ritterakademie, in diese unwürdige Stellung gebracht haben, ich werde Dich daraus befreien und Dich wieder zu einem Manne machen — ich schwöre es Dir, Paul!“  
Der Andere lächelte mitleidig und schüttelte abwehrend

das Haupt. „Das geht, Freund, nicht so leicht, wie Du glaubst . . . Es ist vorüber . . . Das Uebel ist alt und begann nicht in Berlin — es datirt aus Halle. Du weißt, welches Aussehen meine Ernennung zum Professor an der dortigen Universität erregte. Ich war noch sehr jung und



Russische Jäger. Gemälde von F. Roubaud. (S. 555.)

hatte auf wissenschaftlichem Gebiete wenig geleistet, ich dankte die Stelle lediglich dem Vertrauen des Königs in meine Fähigkeiten. Natürlich warf ich mich mit doppeltem Eifer auf die Studien, da ich mich der Auszeichnung würdig erweisen wollte. Zu jener Zeit verfaßte ich meine Geschichtsbücher über Kaiser Heinrich VII. und Konrad IV., die

meinen Namen rasch zu einem hochangesehenen machten. Nach fünf Jahren schon wurde ich zu den bedeutendsten Kräften in Halle gezählt. Die Gunst des Königs Friedrich blieb mir erhalten und eine glänzende Zukunft stand mir bevor . . . Da trat ein Wendepunkt in meinem Leben ein . . .“

Gundling schöpfte tief Athem und versank auf einen Augenblick wieder in das düstere Sinnen, das für sein ganzes Wesen charakteristisch war. „Du weißt nicht, wie schön sie war —“ begann er dann, unbewußt seinen Gedankengang fortsetzend, ohne Rücksicht darauf, daß sich sein Zuhörer den Zusammenhang in der Geschichte kombinieren



Italienische Geflügelhändler in Tyrol. Nach einer Skizze von H. Götting. (S. 559.)

musste, was allerdings nicht schwer war. „Denke Dir eine schlanke, biegsame, anmutige Gestalt, eine majestätische Haltung, ein zartes, blaßes Gesicht mit dunklen Augen, die so verführerisch und so stolz, ach, so stolz blicken konnten! Nie sah ich ein schöneres Weib, nie werde ich eins mehr sehen, dessen Anblick mein Herz so mächtig bewegen könnte —“

„Wer war sie?“ fragte Herr von Ngen.

Der Erzähler blickte befremdet auf und es schien, als könne er das Unmögliche nicht fassen, daß Jemand sie, die er anbetete, nicht kannte. „Du kennst sie nicht,“ sagte er mitteilend, „darum wirst Du mich auch schwer verstehen können. Nun wohl, sie ist die Tochter des berühmten Historikers Larrey, von dem Du wohl schon gehört haben wirst. Er ist von Adel und war früher brandenburgischer Resident in London. Er gab die Stellung auf, um ganz seinen gelehrten Studien leben zu können, und kam eines Tages in Begleitung seiner Tochter nach Halle, um in einige Manuskripte und Chroniken der dortigen Bibliothek Einsicht zu nehmen. Er blieb drei Monate dort und sah Tag und Nacht vergraben zwischen seinen Büchern und Handschriften — er überließ es mir, die Tochter zu zerstreuen. Er brachte eine Empfehlung an mich, ich sollte mich natürlich sehr geehrt, ihm in Allem dienen zu können, ging ihm bei seinen Forschungen an die Hand und widmete meine ganze freie Zeit seiner Tochter. Er bat mich, dafür zu sorgen, daß sie sich nicht langweile, und ich that das Möglichste, sie zu unterhalten. Auf den ersten Blick mag es seltsam erscheinen, daß er seine Tochter einem jungen Manne, der ihm überdies ganz fremd war, anvertraute, wer aber Jeanne de Larrey näher kannte, wußte wohl, daß der Vater dabei kein Wagnis unternahm. Sie hatte etwas in ihrem Wesen, was sie unnahbar machte — einen so stark entwickelten Stolz, daß man ihn beinahe Hochmuth nennen konnte. Sie war dabei eine vollendete Weltkame; sie hatte im Hause ihres Vaters in London die Honneurs gemacht, große Gesellschaften empfangen, viele bedeutende Männer kennen gelernt, weite Reisen gemacht. Ihre umfassende Bildung verlieh ihr über die meisten Menschen eine gewisse Ueberlegenheit und erfüllte auch mich mit besonderer Achtung für das interessante Mädchen; sie sprach das Griechische sehr geläufig und citirte Verse des Homer im fehlerlosen Originaltext. Dergleichen überrascht bei Frauen. Was mich aber fesselte, war nicht dieß, wie man es von einem gelehrten Professor beinahe vermuten könnte, noch der große Reichthum des Vaters, von dem man fabelhafte Dinge erzählt, es war die Pikaresse ihrer Weltlichkeit, wenn ich so sagen darf, der sichere Umgangston, die Ungezwungenheit im Verkehr, der feine Takt, die etwas freie Sprache, die Gewohnheiten einer großen Dame, welche die Menschen behandelt wie die Sklaven ihrer Schönheit, welche nicht bloß alle Künste der Toilette kennt, sondern auch der Wirkung sich bewußt ist, die sie hervorbringen, die mit dem Gefühl der Unbesiegblichkeit auftritt, ohne je eine Täuschung zu erfahren. Die Welt, die ich mir in meinem Studirzimmer künstlich aufbaute, kannte nicht Geschöpfe ihrer Art, und die Frauen, mit welchen ich bis dahin in Berührung gekommen, waren ihr in keiner Weise ähnlich gewesen.“

„Du hast Dich verliebt?“ fragte der Schwager wieder, indem er gerade vor Gundling stehen blieb.

„Verliebt, ja,“ sagte dieser langsam. „Aber anders, als ihr Anderen euch zu verlieben pflegt, — ich habe mich verliebt für's Leben. Sie war köstlich. Nun, die Koleretterie ist im weiblichen Wesen begründet, wie im männlichen die Verführung. Sie stachelte auch im Uebermuth meine Eifersucht. Der vertraute Ton, den sie gleich anfangs mir gegenüber anschlug, erlaubte mir gar keine Vertraulichkeit, gestattete ihr aber, mir Alles zu sagen, was ihr in den Sinn kam. Immer wieder erzählte sie mir von dem Baronet James Helmers, der ihr so verzweifelt den Hof machte und sie im Winter in Berlin besuchen wollte. . . Kurz, ich faßte eine heftige, sinnlose Leidenschaft zu ihr; ein Lächeln, das sie mir schenkte, machte mich selig, und war sie einmal hochmüthiger als sonst, glaubte ich verzweifeln zu müssen. Es gab Tage, an welchen ich mich tödten wollte, so trostlos schien mir das Dasein, so heftig ein — lache nicht! — physischer Schmerz, den ich hier in der Herzgegend empfand — das Herz war arg in Mitleidenschaft gezogen, guter Freund. . . Dann glaubte ich wieder aus manchen Anzeichen schließen zu können, daß ich ihr auch nicht gleichgültig war, manchmal bedeckte eine tiefe Röthe ihr Gesicht, wenn sie mich unerwartet erblickte, und ihr Arm zitterte einmal, als sie ihn in den meinen legte und ich es wagte, ihn sanft an mich zu drücken. Freilich ahnte ich, daß mir das wenig nützen würde — ich hatte das dunkle Gefühl, daß bei diesem Mädchen der Kopf immer das Herz beherrschen würde.“

„Hast Du Dich nicht ausgesprochen?“

„Doch, doch,“ nickte Gundling zustimmend. „Wenigstens wurde zwischen uns Alles klar. . . Wir pflegten — es war Sommerszeit — weite Ausflüge in die Umgebung der Stadt zu machen. Wir durchwanderten das ganze Saalthal, besuchten die Rabeninsel und die Nachtigalleninsel, Wittekind und Trotha, und ich erzählte ihr dann auf diesen Spaziergängen und Wanderungen alle lokalen Legenden, erzählte von den Sitten und Gebräuchen im Lande, von der Geschichte vergangener Tage, vom Singen und Sagen der Alten und der Jungen. Eines Tages bestiegen wir den hohen Petersberg im Norden der Stadt, um eine prächtige Aussicht über die ganze Gegend zu gewinnen.“

„Wir waren allein in der Höhe, entrückt der Welt der

Zwerge, zu welchen die Menschen in der Tiefe zusammenschumpften, und ein Hochgefühl schwellte meine Brust, als gehörte ich wirklich zu den Giganten. Waldesamkeit umgab uns. Die Bäume rauschten, von einem leichten Winde bewegt. Es war so recht der Ort und die Zeit zu einer zärtlichen Mittheilung — da faßte ich Muth zu einer verhaltenen Erklärung. Ich zeigte Jeanne ein kleines, verlassenes Schloßchen am Bergabhang, das den Freiherren von Gelge gehörte, und erzählte ihr die Geschichte der letzten Bestir. Der Baron hatte eine einzige Tochter, die war Edelfräulein der Königin Anna Sophia, der Vetsäule von Sachsen, wie das Volk die Gemahlin August des Starken nannte. Fräulein Rosamunde von Gelge verliebte sich in den streitbaren Führer der sechshundert Mann, welche die Halloren zum Heere des Königs stellten. Klaus Waldmann nannte sich der Blousenmann im Harnisch, ein tapferer Patron, den der König lieb hatte und der zu allen Hoffesten zugezogen wurde. Dort lernte er auch das vornehme Fräulein kennen, und bei den leichten Sitten in den Schlössern überlegte sie es nicht lange, sich über die Standesunterschiede hinwegzusetzen. Er wurde nachgerade ihr erklärter Ritter und man begann am Hofe über die Passion schließlich Verslein zu machen. Da entfloß das Paar. Die Knechte des Freiherren von Gelge verfolgten aber die Flüchtigen und erreichten sie im Bayerischen. Sie erschlugen Klaus Waldmann und brachten das Fräulein heim. Als aber die schöne Rosamunde dort am Bergabhang an der Saale vorüberkam, wo sie mit dem Geliebten zur Flucht zusammengetroffen war, da ergriff sie tiefes Weh um den theuren Todten, sie stürzte sich in den Fluß und fand den Tod.“

„Sie war eine Närrin,“ sagte da mein Mädchen.“

„Eine Närrin?“ fragte ich. „Weil sie ihrem Herzen folgte und den Geliebten nicht lassen konnte, weder im Leben noch im Tode?“

„Ja,“ sagte sie.

„Und wenn vor Euch, Fräulein, Jemand hinträte, der nicht so vornehm und nicht so reich wie Ihr, der Euch nichts zu bieten hätte, als seine grenzenlose Liebe — was würdet Ihr ihm auf eine Werbung erwidern?“

„Fräulein Jeanne blickte träumerisch in die Ferne. Vor ihrem geistigen Auge erschien wohl ein schmüder Baronet im Seidenwams, der auf dem schlanken Kraber an ihrem Fenster vorüberritt und huldigend den Federhut zog. . . Wie konnte meine simple Professorsgestalt neben dieser glänzenden Erscheinung bestehen? Die Schöne dachte sich wohl auch schon als Baronin in einem hohen, stolzen Schlosse im fernen Engellande, an der Seite eines vornehmen Gatten, der ein kleiner König auf seinem Besitzthum war, dachte sich wohl als seine Königin, und ein spöttischer Blick traf mich aus ihren dunklen Augen wie eine Stahlfingerringe. Dann zeigte sie mit der weißen Hand hinüber nach der grünen Hügelkette, zur Ruine von Siebichenstein, dem alten Staatsgefängniß.“

„Er lasse sich nur in den Narrenthurm sperren, den es dort drüben gibt, wie Ihr mir einst erzählt habt, Doktor Gundling!“

„Das waren ihre Worte. Ich fragte nichts weiter. Sie wußte, daß ich in meinem Namen gesprochen hatte, und ich fühlte, daß die Antwort mir galt. Sie war grausam und herzlos, offenbar wollte sie mich mit kräcker Hand ernütern, darum sprach sie so rücksichtslos. Ich verstand die Antwort und ihren Ten und wurde still. Schweigend traten wir den Rückweg an, Beide beherrscht von unseren Gedanken, ich glaube, unseren Lippen entschlüpfte kaum mehr ein Wort, bis wir wieder in der Stadt angelangt waren. Mir schien es, als wäre mir plötzlich eine Welt zertrümmert worden. So gering auch meine Aussichten gewesen, ein glühender Funke von Hoffnung hatte doch in meinem Herzen gelebt. . . Da schoß mir der Gedanke durch's Hirn, sie bereute vielleicht bereits ein rasches, unüberlegt fliessen gelassenes Wort und wisse nicht, wie es zurückzuholen. Wenn es so war, mußte ich ihr entgegenkommen, und so sagte ich:

„War es Ernst, Fräulein Jeanne, mit Eurer Bemerkung vorhin?“

„Daß die kleine Rosamunde eine Närrin war?“

„Ja —“

„Gewiß war es mein Ernst,“ bekräftigte sie. „Sie hätte sich und ihrem Klaus alles Unglück erspart, wäre sie klüger gewesen. Ich weiß,“ setzte sie dann mit leiserer Stimme hinzu, „immer klug sein, fällt manchmal schwer. Aber sie hätte es verwunden — und was ein Weib vermochte, hätte der Mann auch können müssen. Nichts kann ich sagen, wie dieses, Herr Doktor.“

„Meine Stimme bebte, als ich sagte: „So lebt denn wohl, Fräulein!“

„Lebt wohl!“ erwiderte sie.

„Auch ihre Stimme wurde schwankend und ihre glühende Hand ruhte in der meinen länger als sonst. Sie fühlte, daß wir Abschied nahmen für's Leben. Dann aber gewann sie rasch ihre ganze Selbstbeherrschung wieder und bevor ich es recht bedacht hatte, ob ich ihr nicht doch zu Füßen fallen und zürufen sollte: „Bleibt, Jeanne, o bleibt, verlaßt mich nicht, denn es ist stärker als ich, und ich gehe darüber zu Grunde!“ hatte sie ihre Hand frei gemacht und mir einen letzten Blick zugeworfen. Sie verschwand in dem dunklen Flur des Hauses und ich sah sie niemals wieder.“

Gundling schwieg, übermannt von der schmerzlichen Erinnerung. Ngen nahm nach einer Pause das Wort.

„Was geschah weiter?“

„Was weiter geschah?“ Der Hofnarr lachte. „Es ist bald erzählt. Sie mag das störrische Herz bezwungen haben, aber ich, ich konnte den Fall nicht verschmerzen. . . Ich wollte sie nicht mehr sehen und entschuldigte in einem Briefe mein Fernbleiben mit meinem leidenden Zustande. Der Vater hatte seine Arbeiten beendet und besuchte mich vor der Abreise, mir seinen Dank abzustatten. Er fand mich bleich und krank und konnte der Tochter die Wahrheit der Angaben bestätigen, die ich in meinem Briefe zu erfinden glaubte. Sie suchte mich aber nicht auf. Sie schrieb mir nur einige kühle Zeilen, mir für alle Freundlichkeit dankend, die ich ihr erwies. . . Hier ist dieser Brief,“ sagte der arme Narr, das zerknitterte Papier, das er auf der Brust trug, aus dem Kleide hervorziehend.“

Herr von Ngen hatte aber keine Lust, den Brief zu lesen, und Gundling verbarg ihn wieder im Gewande. Er fuhr in der Erzählung fort:

„Ich war einige Wochen krank, matt und niedergedrückt. Dann suchte ich Vergessen in den Studien. König Friedrich, mein erlauchter Gönner, berief mich als Professor der Geschichte an die Ritterakademie, die er gegründet hatte, nach Berlin. Hier schrieb ich das Buch von Johann Georg, Kurfürsten von Brandenburg. In harter Arbeit, bei emigen Forschungen und gewissenhafter Pflichterfüllung hätte ich im Laufe der Zeit wohl Herr meines Schmerzes werden können, aber Friedrich starb und die Ritterakademie wurde geschlossen. König Friedrich Wilhelm nahm mich in seine Dienste, erhob mich in den Freiherrnstand und machte mich zum Kammerherrn. Ich sollte ihn hier in Potsdam und in Wusterhausen bei der Tafel und den Abendgesellschaften aus der alten und der neuen Geschichte unterhalten. Es war eine glänzende Stellung — für mich aber wurde sie das Unglück. Ich hatte meine Bücher anfangs nicht bei der Hand und führte ein Leben des Müßiggangs. Da stellten sich die Grübeleien wieder ein.“

„Ich überlegte. Sollte ich nochmals um sie freien, um sie, die mich einst verschmäht hatte? Ich war nun Freiherr und Kammerherr, hatte reiche Einkünfte, meine Frau konnte, wenn sie wollte, sogar am Hofe glänzen und brauchte sich meiner sicherlich nicht zu schämen. Jeder Andere hätte nochmals um sie gefreit und damit sein Glück vielleicht vollständig gemacht. Ich brachte es nicht über mich. Ihr hartes Wort hatte mich mitten in's Herz getroffen. Sie wies mich damals in den Narrenthurm, bloß weil ich arm war und nicht von hohem Rang, das konnte mein Stolz nicht verzeihen. Ich liebte sie noch immer, liebte sie zärtlicher als je, mit glühender Hingebung und verzehrender Leidenschaft — ich haßte sie aber auch wie ein Wesen, das man nur bezwingen kann, wenn man sich allzu tief beugt. Ich konnte mich dazu nicht entschließen. Ich wollte ihr zeigen, daß ich ein Mann war, daß ich's ‚verwinden‘ konnte, wie sie damals sagte, und ich unterließ die neue Werbung. Aber der Gram nagte an meinem Herzen und ich wurde die quälenden Gedanken nicht mehr los. Ich war sehr elend geworden. . . Da geschah es einmal, daß ich bei Tische ein Glas mehr trank als sonst, und bei dieser Gelegenheit bemerkte ich die überraschende Wirkung des Weins auf meine Stimmung. Er verjagte die Grillen, stimmte mich heiter und sorglos, begrub den Kummer, der zerfloß, wie die weißen Perlen, die das goldige Raß aufwarf. . .“

„So kam ich zum Trunke.“

„Erlasse es mir, Schwager, Dir ausführlicher von meiner Schande zu erzählen. Ich wurde ein Saufbold, und wenn ich ein Glas über den Durst getrunken hatte, ein Possenreißer. . . Stets ergriff mich eine trampschaste Lustigkeit, die sich Luft machen mußte. . . Der König nannte mich bald nur die närrische Excellenz, und langsam glitt ich zur Rolle eines Hofnarren herab, an dem Alle ihren Witz üben, den jeder Trostbube verspotten darf. Die letzte Woche fanden sie für mich dieses Kostüm, das ich auf Befehl des Königs anlegen mußte — eine Narrenjacke nach modernem Schnitt. Die Szene mit dem Affen, der Du beigewohnt, ist nur eine, wie sie sie täglich erfinden.“

„Schändlich, schändlich!“ rief Herr von Ngen, wüthend im Gemache auf und ab gehend. „Ich will sie züchtigen —“

„Nein, nein!“ rief Gundling lebhaft. „Wofür willst Du sie züchtigen? Hat sich Einer etwas erlaubt, was ich nicht gestattete, wozu ich nicht dem ganzen Troß ein Recht gab? Sie haben sich nicht an meiner Würde vergreifen, ich habe sie selbst preisgegeben und verloren. Ich habe mich selbst erniedrigt und darf nicht klagen, wenn sie mich verachten und mißhandeln. Dann gibt es ja auch für mich ein Mittel, daß ich die Bitternisse des Schicksals nicht empfinde. . . es liegt im Weine. . . Blicke nicht so zürnend, Schwager, wie manchmal der König, mein hoher Herr, der mich, ich weiß es, im Stillen tief beklagt! An meinem Schicksale ist nichts mehr zu ändern, denn ich mußte die Aenderung wollen. Dazu aber habe ich weder die Kraft noch die Lust. Auf dem Petersberge habe ich Alles begraben, was Lebensfreude und Ehrgeiz hieß. . . Das sind die Sterne, die uns mit einem Dritten, dem Schönsten, der die Liebe heißt, durch's Dasein leuchtet. . . Für mich sind sie alle erloschen, und wie ich mich noch im Dunkel durch's Leben tappe, bleibt sich gleich. . . Am liebsten möchte ich immer schlafen und trunken sein, Bruder.“

(Schluß folgt.)

### Italienische Geflügelhändler in Tyrol.

(Bild S. 557.)

Seitdem das herrliche Bergland Oesterreichs durch seine Bahnen, welche die Hauptthäler vortrefflich erschließen, der Schweiz Konkurrenz macht, und diese Thäler zur Sommerzeit von Fremden aus aller Herren Länder, besonders auch von Deutschland, sehr überfüllt sind, werden an einzelnen Orten der Vorräthe zu wenig, und namentlich das vielbeliebte Geflügel kann nicht genug daheim gezüchtet werden, so leicht dessen Aufbringen auch ist. Da hat sich eine Industrie, welche wohl früher bereits existierte, nun zu einer höheren Kraft entwickelt, das ist der Geflügelhandel aus dem Süden, worunter sowohl die letzten Seitenthäler und Gebiete Südtirols, welche weniger besucht sind, wie auch die angrenzenden italienischen Gebiete verstanden sein wollen. Der sehr handelskluge und sparsame italienische Stamm vermeidet sogar den billigen Eisenbahntransport; er weiß die Reise mit den ringsum angekauften Geflügelten noch billiger zu machen, ein leichter Karren genügt, ein Mulo oder Esel, welche fast kostenlos zu füttern sind, dient als Zugthier, und prächtig zieht sich's so auf den Straßen mit hoch übereinander getürmten Reichen von Hühnersteigen, Enten- und Gänseställen, ebenso Truthahngesängnissen. Dieses durchsichtige Gefüge von Geflügelbehältern übereinander, die Hunderte von Köpfen, die neugierig aus dem Behältnisse sich strecken, die weißen und schneeweißen, lang gedehnten Hälse oder die Köpfe mit dem rothen Kamm und den gelben Schnäbeln geben ein festes, interessantes Bild. Wenn die italienischen Händler für sich sparsam sind, so sind sie es weniger für den lebendigen Handelsartikel, sie wissen sehr wohl, wie der Werth auch nach Gewicht zu schätzen ist, und trachten, daß die einzelnen Thiere möglichst wenig abmagern. Zu verschiedenen Tageszeiten wird gehalten und den Thieren das mitgebrachte Futter gereicht, oder auch solches für sie gekauft, und das Tränken nicht vernachlässigt. Die Gänse und Enten, deren lahme Flügel und lebhaftes Freßvermögen gegen ein weites Ausfliegen oder gar Entkommen sichern, werden sogar in's Freie gelassen, — wie unser Bild die zeigt, — sie können baden, plätschern, sich strecken, was ihnen recht wohl bekommt und in der engen Luft verwehrt ist. Zuletzt ist all' ihr Thun doch nur für den unerlässlichen Magen, welcher sogar noch härter ist als der ihre, für den Menschenmagen — und da er sie wohl verdaut und auch die Händler ihren Lebenszweck erreichen, so hat nicht einmal der Thierchutzverein etwas dagegen einzuwenden.

### Ein Ritt durch die Lüfte.

(Bild S. 560.)

Nulla dies sine ascensione. Es scheint wirklich, als ob der Luftspport ein Artikel des täglichen Bedürfnisses für das Vergnügungsprogramm des modernen Großstädtlers, namentlich des Berliner, geworden sei. Und daß ein Aeronaut den andern in Kühnheit und Originalität zu überbieten sucht, ist eine ganz selbstverständliche Sache. Die neueste Variation des Arrangements bildet diejenige, mit welcher der Luftschiffer Lattemann in der Charlottenburger „Flora“ seine Zuschauer in Erstaunen setzt; er reitet sozusagen mit seinem Ballon durch die Luft. Allerdings sitzt er nicht oben auf demselben, das würde sich aus den einfachsten statischen Rücksichten verbieten; er sitzt vielmehr auf einer Art von primitiver Sattelvorrichtung, die an Stelle der Gondel unter dem Ballon angebracht ist; die Füße ruhen dabei auf einem Vorferringe, auf welchem, sich von seinem Sitze erhebend, der Luftschiffer frei zu stehen vermag, so daß die Produktion immerhin einen ungemein „luftigen“ Effekt hervorbringt. Der Eindruck, als tummle der wie ein Jockey gekleidete Mann sein Roß in den Lüften, wird noch verstärkt durch die Winzigkeit des Ballons, der eben nur darauf berechnet ist, die eine Person zu tragen; die originelle Luftroß, von seinem Erfinder „Rotateur“ genannt, hat die Form einer großen Walze; es ist ein Zylinder mit horizontaler Achse und halbkugelförmigen Enden. Er faßt 230 Kubikmeter Leuchtgas, gerade genug, um das Gewicht eines Menschen ohne Korb, ohne Anker oder sonstige Apparate etwa 4000 Fuß hoch zu heben. Durch zwei starke Schnüre, die an der Peripherie des Zylinderballons angebracht sind, kann der Ballon um seine Horizontalachse gedreht werden. Dadurch vermag der Luftschiffer zu bewirken, daß die unten befindliche Oeffnung, durch welche das Gas einströmt und wieder herausgelassen werden kann, seitwärts oder ganz nach oben gedreht wird. Diese runde Oeffnung wird nun, sobald der Ballon gefüllt ist, durch ein starkes Bambusrohr so scharf auseinandergepannt, daß sie in die Länge gedehnt wird, dadurch fast ganz sich schließt und nur eine schmale Ritze offen läßt, durch welche kein Gas entweichen kann. Will der Luftschiffer das Gas ausströmen lassen, so dreht er den Zylinderballon um seine Achse, die Oeffnung kommt seitwärts oder nach oben zu stehen und durch eine dritte Schnur wird das Bambusrohr mit einem Ruck herausgezogen, so daß die Oeffnung sich wieder rundet und das Gas entweichen läßt. Dieß ist die neu erfundene Ventilvorrichtung, die dem Luftschiffer Lattemann patentirt worden ist — das Ei des Kolumbus. Gerade in der Flora, diesem Prachtetablissement der Reichshauptstadt, — denn Charlottenburg darf doch ohne Weiteres schon jetzt als ein Stück von Berlin aufgefaßt werden — macht sich der Aufstieg des Rotateurs besonders imponierend. In dem Bassin der großen, am unteren Saume des prachtvollen Kafenparterres befindlichen Fontäne, welches dann natürlich trocken liegt, erfolgt die Füllung des Ballons. Rings um das Parterre herum zieht sich der dicke Kranz der Zuschauer, die bald an den herrlichen, Duda's Meisterhand entworfenen Teppichanlagen, bald an dem mehr und mehr sich blühenden Ballon ihre Augen weiden. Der Rahmen majestätischer Bäume, der die Szenerie einfaßt, der imposante Abschluß durch Hubert Stier's Kolossalbau des Kaiserpaales, mit dem berühmten Palmenhause auf der Ostseite, der durch die wie der Chor eines Kirchenhauses sich rundende Baumpartie idyllischer im Westen, inmitten der letzteren der Ballon, der jetzt, straffer und straffer sich dehnt, nur mühsam noch zurückgehalten wird, das ist in der That ein überaus malerisches Ensemble. Und nun der Kanonenschlag, der die Abfahrt ankündigt, die letzten Handgriffe des Luftschiffers, ein kurzer Anruf und der Ballon ist seiner Fesseln ledig. Ruhig hebt er sich am bald in preischnellem Anstiege das

Reich der Wolken zu gewinnen, brausender Hurrahruf gibt ihm das Geleite. Der Luftschiffer grüßt durch Fahnenstangen herunter, Hunderte von Obergläsern richten sich auf sein leichtes Gefährt, das wie ein Feuerball im Glanze der Abendsonnenstrahlen an der blauen Himmelswölbung leuchtet. Kleiner und kleiner wird der Ball, den der sanfte Abendwind nach Süden trägt. Die Mehrzahl der Zuschauer sammelt sich auf der Terrasse, wo trotz der mächtigen Vorbereitungen freiere Umschau möglich, um noch eine Weile den Flügling beobachten zu können, bis er endlich hinter den Baumkronen verschwindet und nun Alles „bei Franzes“, in dem vortrefflichen Restaurant des Etablissements, die bis dahin vernachlässigte leibliche Stärkung auf das Gründlichste nachzuholen sich beschließt. Es scheint jedoch, als ob der Mangel des Ankers für den Luftschiffer des Rotateurs verhängnisvoll werden könnte, denn bei dem letzten Aufstieg des fähigen Mannes in Grundbrunnen bei Berlin erhob sich der Ballon nicht genügend, wurde vom Winde erfasst, streifte ungestüm über die Dächer mit dem Sattel und dem Manne darauf, gefährlich überall anschlagend. Der gefährdete Luftschiffer konnte jetzt in Ermanglung eines Ankers nirgends Halt sich schaffen und wäre sicher bald an den scharfen Kanten der Mauern neunglüht, wenn nicht der Ring in einem Baume sich verfangen hätte. Der Luftschiffer benützte dieses Hinderniß zur Unterbrechung der gefährlichen Fahrt; an einem Ast sich haltend, trennte er mit schnellem Schnitt den Sattel vom Ballon, und während dieser die Keife in's Blaue allein fortstie, blieb sein Führer vom Baume herab. Die Fahrt hatte kaum länger als eine Viertelstunde gedauert; der Luftschiffer war mit einigen Hautschürfungen davongekommen.

### Die Berliner Markthallen.

(Bild S. 560.)

Später als viele andere, zum Theil weit kleinere Städte gelangt nunmehr die Hauptstadt des deutschen Reichs in den Besitz von Markthallen. Es war hohe Zeit. Bis zur Unerträglichkeit haben sich die Lebensmittelstände auf den öffentlichen Märkten gesteigert. Staub und Hitze, Regen, Schnee, Wind und Kälte beeinträchtigen Aussehen und Haltbarkeit der dorthin zum Verkauf gebrachten Waaren, belästigen Käufer wie Verkäufer. Die schlimme Verkehrsstörung, welche die jedesmal einen vollen halben Tag dauernde Abhaltung der Märkte auf frequenten Plätzen und Straßen darstellt, erhöht sich noch beträchtlich durch den bereits in der Nacht beginnenden Aufbau der Buden, sowie den Abbruch derselben nebst der sich anschließenden Reinigung des Terrains, am meisten aber durch die Anfuhr und Abfuhr der Waaren, die zuweilen zu langwierigen Stauungen auf den angrenzenden Straßen führt. Durch diese An- und Abfuhr werden auch die Waaren nicht besser. Das nicht verkaufte muß bei manchen Artikeln nachher zu halben Preisen weggegeben werden. Endlich aber fordert die Aesthetik des großstädtischen Lebens, fordern Augen, Ohren und Nase der Anwohner und Vorübergehenden die Beseitigung der öffentlichen Märkte.

Bereits vor nahezu zwei Jahrzehnten wurde von einer Altiengeellschaft zwischen Karlstraße und Schiffbauerdamm eine Markthalle errichtet. Das Unternehmen kam indes nicht auf die Beine. Denn da es mit den öffentlichen Märkten im Punkte des Standgeldes nicht konkurriren konnte, die Polizei aber sich zur Aufhebung der letzteren nicht verstehen wollte, so fanden sich keine Miether für die Plätze der Markthalle. Der stattliche, aus Stein, Eisen und Glas errichtete Bau stand jahrelang öde und nutzlos da, bis sich Ernst Renz, der Kunstreiterdirektor, dessen alter Cirkus der Anlage der Stadtbahn zum Opfer gefallen, seiner erbarmte und ihn in den jetzigen „Cirkus Renz“ umwandelte.

Nach umfangreichen Vorstudien ist nun die Stadtgemeinde Berlin selber an die Errichtung von Markthallen gegangen. Zunächst baut sie deren vier in den älteren, inneren Stadttheilen, nämlich eine an der neuen Friedrichstraße, wo die demnächst zur Ausführung gelangende Kaiser Wilhelmstraße sie durchschneidet. Diese Halle steht nach Süden an das Gebäude des Sedanpanorama und liegt gegenüber dem Stadtbahnhof (Alexanderplatz), mit dessen Aufhängeleisen sie durch besondere Schienenstränge verbunden ist. Die zweite kommt zwischen Friedrichstraße und Lindenstraße auf das Terrain des ehemaligen, der Berliner Jugend unangelegenen Broctmann'schen Theaters zu stehen. Die dritte liegt zwischen Mauer- und Zimmerstraße, die vierte zwischen der Dorotheenstraße und dem neuen „Reichstagsufer“, nahe der großen Landesloge. Nach Fertigstellung dieser vier Hallen wird man dann noch weitere vier mehr nach der Peripherie der Stadt hin aufzuführen, nämlich eine vor dem ehemaligen Rosenthaler Thor (Nord), eine nahe dem Andreasplatz (Ost), eine in der Gegend des Oranienplatzes (Süd) und die achte auf oder nahe dem Magdeburger Platz (West).

Die vier Hallen der inneren Stadt sollen am 1. Oktober dieses Jahres dem Verkehr übergeben werden; man hätte die erstgenannte, am Bahnhofs (Alexanderplatz) gelegene sogar schon im verfloffenen Frühjahr eröffnen können. Diese hätte indes wenig Zweck gehabt, denn da um dieser einen Halle willen zwar die beiden nächstgelegenen öffentlichen Märkte, Alexanderplatz und Neuer Markt, nicht aber die sonstigen aufgehoben werden könnten, so würde sich immerhin der Standgeldfrage halber die Venügnung der Halle den Sommer hindurch sehr dürftig gestalten; das möchte man, und mit Recht, vermeiden. Gegenüber den sehr beträchtlichen Anlage- und Verwaltungskosten, welche diese Hallen beanspruchen, ist das Standgeld nun einmal nicht so niedrig zu halten, wie auf den bisherigen Märkten, obgleich die Kalkulation derselben darauf basiert ist, daß die Stadt keinen Gewinn aus den Markthallen ziehen, vielmehr nur Zinsen, Amortisation und Betriebskosten herauszuschlagen will. An eine Vertheuerung der Lebensmittel durch dieses höhere Standgeld glaubt man indessen nicht, denn es wird dasselbe ausgewogen durch eine ganze Reihe von Ersparnissen; so braucht zum Beispiel die Abfuhr der nicht verkauften Waaren nicht zu erfolgen, da diese in den Kellerräumen der Halle aufbewahrt werden; es werden ferner keine oder doch bei Weitem weniger Waaren wie bisher, weil die meisten Ursachen des Verderbens in der Halle nicht vorhanden sind; es wird ferner das Auf- und Abbauen der Buden gespart und überhaupt umgeht die Konzentration und Stabilität des Geschäfts mancherlei Spesen und sonstige Uebelstände.

Die Markthalle am Bahnhofs (Alexanderplatz), die im Bau weitest vorgeschrittenste, ist zugleich insofern die wichtigste von

allen, weil sie den Engrosmarkt beherbergen wird. Sie hat deshalb auch Eisenbahnverbindung erhalten und wird somit direkt aus der Provinz mit Zufuhren versorgt. Da es unthunlich sein würde, die ohnedies stark beanspruchten Stadtbahngelände tagsüber noch durch Güterzüge zu belasten, so soll die Zufuhr der Waaren nachts stattfinden. Kurz vor Mitternacht hört auf der Stadtbahn der Personenverkehr, und damit der Betrieb überhaupt auf. Dann werden die Lebensmittelzüge, die tagsüber auf den Rangirbahnhöfen Kummelsburg und Grunewald zusammengestellt sind, in die Markthalle einlaufen und mittelst sieben großer Fahrstühle entladen werden. Unter den gewaltigen Bögen der Bahn, unmittelbar an der Ankunftsstelle der Gegenstände, findet nach erfolgter Ausladung nachts, beziehungsweise am frühesten Morgen der Großmarkt statt; die von diesen Bögen überspannten Räume sind größtentheils schon jetzt von den Fischhändlern gemiethet worden.

Abgesehen von den mit dem Gebäude verbundenen Stadtbahnbögen bedeckt die eigentliche Markthalle einen Flächenraum von ungefähr eistaufend Quadratmeter. Sie ist durchaus in Stein, Eisen und Glas konstruirt; nur der innere Ausbau, soweit derselbe Verkaufsstände, Verläge u. dergleichen betrifft, weist auch die Verwendung von Holz auf. Abgesehen von den schlanken Eisensäulen, welche das Dach und die Gallerien tragen, ist der Innenraum ganz frei, so daß der Blick von jedem Punkte aus ungehindert das Ganze durchschweifen kann.

Die Anordnung des vom Stadtbaurath Blankenstein entworfenen Baues ist dreischiffig, die Dächer der einzelnen, gleich großen Schiffe tragen im Interesse reichlicherer Beleuchtung und Lüftung mächtige „Katernen“. Ausgiebige Verwendung des Glases in den Dächern überhaupt sichert dem Raume genügendes Licht. Eine Heizung ist als überflüssig nicht vorgesehen. Durch die Mitte jedes Schiffes läuft eine fahrbare Straße, außerdem noch eine solche längs der Ostseite des Raumes. Die einzelnen Gruppen von Lebensmitteln werden auch zu besonderen Abtheilungen der Halle vereinigt werden, so daß das Fleisch an der Nordseite, Obst, Grüntraum u. an der Südseite zu haben sein werden. Eine Art von Ausnahme machen Obst und geräucherte Fische insofern, als der Verkauf derselben nach Berliner Lokalgebrauch häufig in derselben Hand liegt. Diese beiden, obgleich ziemlich unharmonischen Gegenstände wird man also auch in der Halle durcheinander finden, die frischen Fische dagegen stehen im Osten unter den Stadtbahnbögen. Gegenwärtig macht man Versuche über die zweckmäßigste Einrichtung und Ausstattung der Fleischstände, Fischbassin und dergleichen.

Rings um die Halle läuft in der Höhe des Stadtbahnplanums eine breite, aus Eisen konstruirte Galerie, deren lange Seiten noch durch zwei quer durch den Raum auf der Grenze der Schiffe hindurchgeführte Gallerien verbunden sind. Auch diese Gallerien sind für Marktwecke bestimmt. Da man indes wohl mit Recht annimmt, daß die Käufer sie nicht gern ohne Noth ersteigen werden, so wird man auf ihnen zunächst die Bureau- und Verwaltungsräume, Wohnungen für das Dienstpersonal u. dergleichen, ferner aber die Restaurationen unterbringen. Diese letzteren sorgen sowohl für die Bedürfnisse der Marktleute, als der Käufer aller Stände, so daß man ebenso gut ein Café nebst Konditorei für die vorfahrenden Damen, wie den „Knobländer“ (Knoblauchwurst), die „Weiß“ mit der „Strippe“ (Schnaps) und die braune Kaffeekanne für den kleinen Mann und die Höderin vorfinden wird. Weiter sollen auf der Galerie Verkaufsstände für alle möglichen anderweitigen Gebrauchsartikel, Cigarren und dergleichen etablirt werden, so daß man hier einen kleinen Markt für sich entlang schlendern und zugleich die Aussicht auf die Herrlichkeiten und das Gewühl „da unten“ genießen kann. Erst der Raum, der dann noch übrig bleibt, wird im Bedarfsfalle für die eigentlichen Zwecke der Halle mit verwendet werden.

Ob so die riesige Halle ihren „Olymp“, so hat sie auch ihre „Unterwelt“; der ganze Raum ist unterteilt. Diese unterirdischen Räumlichkeiten werden einestheils als Magazine für die Artikel der Halle dienen, ein anderer Theil soll zur Aufstapelung großer Massen von Eis benützt, der Rest als Weinkeller, Vorkeller und dergleichen an Private vermietet werden. Bei dem Mangel an großen Kellerräumen, der in Berlin in Folge der Grundwasser-Verhältnisse, sowie des hohen Grundes vorliegt, weil die Souterrains der meisten Berliner Gebäude bewohnt werden, kommt dieser Markthallenkeller einem ausgeprochenen Bedürfnisse entgegen.

Ähnlich wie diese erste und größte aller Markthallen werden sich dann die übrigen gestalten, nur daß ihnen eben die durch die Eisenbahnverbindung bedingte Venügnung jener für den Großmarkt abgeht. Dafür hat man für die eine und andere derselben wieder spezielle Verwendungen in Aussicht genommen. So soll die an der Dorotheenstraße Centrum des Obstmarktes werden, da sie an die Spree, beziehungsweise den neu zu errichtenden Kai „Reichstagsufer“ kößt und somit bequem zu Wasser, namentlich von der Berliner Obstammer Werder aus mit Waare versorgt werden kann. Die zwischen Linden- und Friedrichstraße zu errichtende Halle wird zum Hauptdepot des bedeutenden Blumenhandels gemacht und zu diesem Zwecke mit Warm- und Kalthäusern versehen, in denen die Pflanzen aufbewahrt werden können. Vorkläufig steht indes der Vollendung dieser nicht unmittelbar an der Straße, sondern auf Hinterplätzen sich erhebenden Hallen noch ein Hinderniß entgegen. Die Polizei verlangt nämlich, daß die Zufahrten, beziehungsweise Zugänge von der Straße aus die Breite von neun Meter besitzen sollen, damit im Falle einer Feuersbrunst die Halle genügend rasch evakuirt werden könne. Die Stadtgemeinde ist gegen diese Verfügung klugbar geworden, sie hält an der ursprünglich genehmigten Zufahrtsbreite von vier Meter fest und macht geltend, daß durch die Forderung der Polizei die Markthallen unnötig vertheuert werden würden. Denn da die Straßenfronten der erworbenen Grundstücke mit Wohn-, beziehungsweise Geschäftshäusern bebaut werden sollen, so würde durch eine solche Breite der Durchfahrt die Ausnützung dieser Gebäude wesentlich geschädigt. Eine zweite Differenz zwischen beiden Behörden besteht mit Bezug auf die Anlage einer Markthalle auf dem Magdeburger Platz. Die Polizei verweigert die Erlaubniß, damit jener freie Platz erhalten bleibe; der Magistrat macht dagegen geltend, der Platz sei so groß, daß die Markthalle auf demselben noch von Gartenanlagen umgeben werden könne, und so könne von einer Schädigung der Stadt durch Venügnung des Platzes für den Hallenbau nicht die Rede sein. Man ist in Berlin sehr gespannt auf die Entscheidung, welche beide Fragen finden werden.

Oskar Cordel.

## Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dederoth.

### Dreißigundzwanzigtes Kapitel.

Der Leser wird es sich bereits erklärt haben, daß die Unbefangenheit, mit welcher Ella ihrem Anwalte gestattet, den Brief Alm's zu öffnen, „da sie keine Geheimnisse mit demselben habe“, den Anwalt Doktor König ebenso beruhigt, wie ihn der Inhalt des Billets im ersten Momente erschreckt. Der Doktor König war von den Vorgängen auf Liebenstein durch die Gerüchte, welche über Ella im Umlauf waren, unterrichtet, die Baronin hatte ihm nur ihre finanziellen Angelegenheiten übertragen und sich niemals über ihre Privatverhältnisse geäußert. Ella's heutige Mitteilung, daß sie ihre Verlobung mit Sternheim gelöst und eine Reise nach dem Süden anzutreten beabsichtige, hatte auf ihn nur einen befriedigenden Eindruck machen können, und in der festen Ueberzeugung, es handle sich nur um einen frechen Erpressungsversuch, hatte er Ella erklärt, er werde dem Briefschreiber die gebührende Antwort erteilen.

Der Anwalt begab sich etwa zu derselben Zeit, wo Mensing Willi aufgesucht, in das Hotel zum Kronprinzen, wo Alm logierte, da bemerkte er im Vestibül des Gasthofs den Kriminalbeamten, der mit der Beobachtung Alm's betraut worden, und auch dieser erkannte den Anwalt.

Es bedurfte kaum der Bestätigung des Beamten auf die Frage König's, um den Letzteren zu vergewissern, daß Alm beauftragt werde, und angesichts dieser Entdeckung hielt König es für richtig, den Beamten von dem Briefe Alm's an die Baronin in Kenntniß zu setzen. Der Beamte lächelte — „wir wissen Alles“, sagte er, „es genügt, wenn Sie mir die Antwort der Frau Baronin mittheilen; da Sie kein Geheimniß aus Ihrem Vorhaben machen, nehme ich an, daß die Baronin die Zahlung verweigert.“



Der Lusttritter Lattemann. Originalzeichnung von A. von Köppler. (S. 559.)

„Die Baronin hat es überhaupt verschmäht, den Brief zu lesen; ohne Kenntniß davon zu nehmen, hat sie mir die Erledigung übertragen“, antwortete König, „ich wollte, ehe ich die Polizei requirirte, hören, wie weit die Frechheit des

Bewegung, als wolle er aus seiner Brusttasche eine Waffe ziehen, aber er besann sich eines Besseren.“

„Thun Sie das“, höhnlachte er, „mir soll's recht sein.“ Der Anwalt starrte Alm überrascht, betroffen an. Er

Buben geht.“ — Der Beamte schien dieses Vorhaben zu billigen — während der Anwalt sich zu dem Zimmer Alm's führen ließ, folgte er unbemerkt und trat, als König sich zu Alm begeben, in das anstoßende Gemach.

Franz Alm hatte sein Diner eingenommen und zwei Flaschen Wein geleert, er beschäftigte sich mit der dritten, als sich König bei ihm unter dem Titel eines Bevollmächtigten der Baronin Lieben melden ließ. Ein Jeder, der Alm nicht näher kannte und wußte, daß er durch die Gewohnheit, finstere Gedanken durch einen Rausch zu verschleppen, dahin gekommen, selbst in anscheinend sehr be rauschtem Zustande so viel Befinnung zu bewahren, um seine Geheimnisse nicht direkt zu verrathen, der mußte, wie es auch jetzt König begegnete, dem Wahne erliegen, dieser junge Mann mit dem gerötheten Gesicht, der lallenden Zunge, dem stieren, wässrigen Auge sei zu trunken, um, wenn er überhaupt rede, die Wahrheit verheimlichen zu können.

Es war ein schwerer spanischer Wein, den Alm soeben entfortet.

„Bringen Sie Geld?“ fragte er, als König sich ihm vorgestellt, und er schien sich kaum auf den Füßen halten zu können.

„Vielleicht“, antwortete der Anwalt. „Ich soll mich nur zuvor darüber unterrichten, worauf Sie Ihre Ansprüche begründen. Lassen Sie sich nicht stören, trinken Sie Ihren Wein.“

„Ich lasse mich nicht stören, ich gehe auf keine Verhandlungen ein. Will die Baronin nicht zahlen, so weiß sie, was folgt.“

„Das weiß sie eben nicht. Sie haben da Drohungen ausgestoßen, für die Ihnen die Beweise doch schwer fallen sollten.“

„So! Das heißt mit anderen Worten, die Baronin will nicht zahlen?“

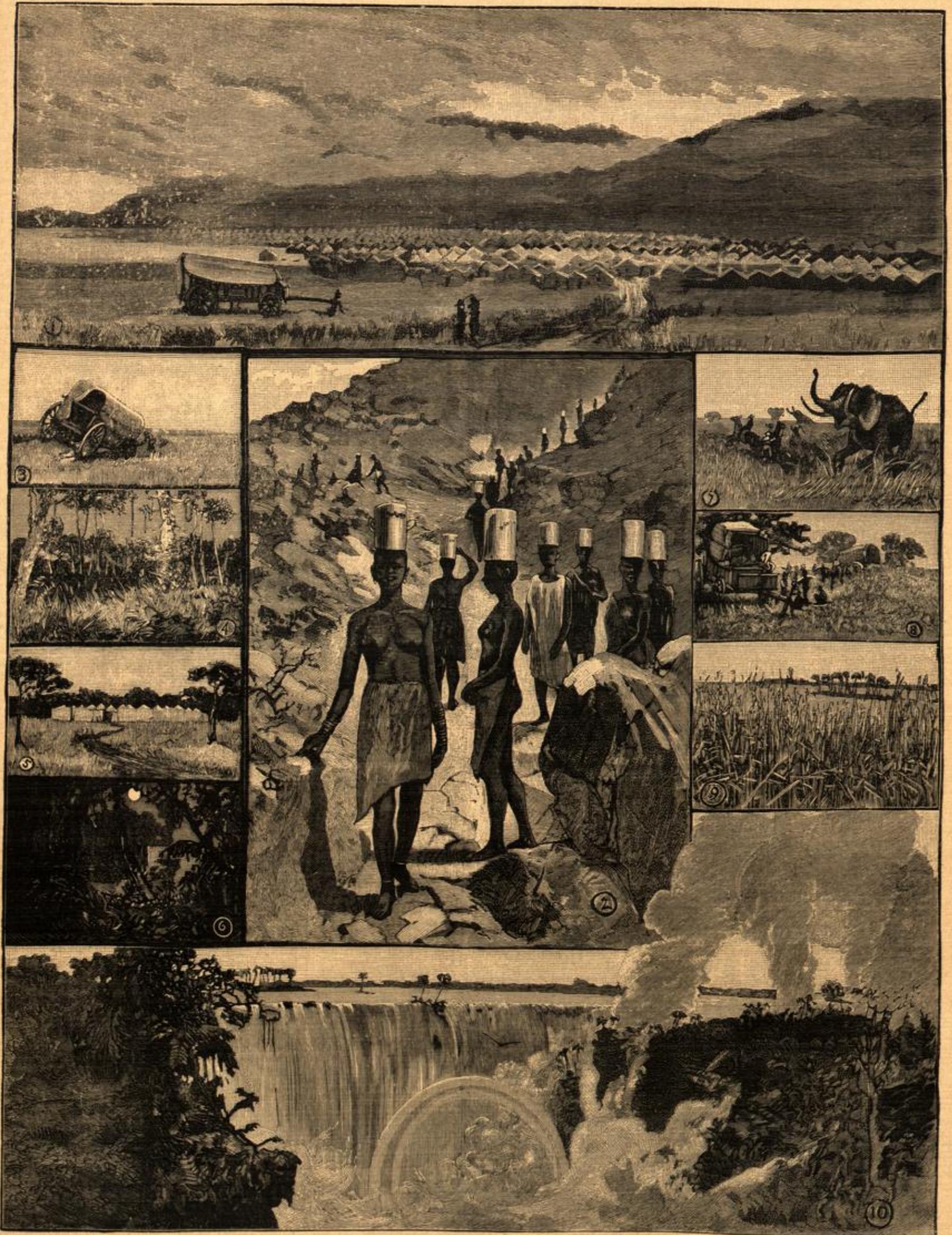
„Eine Bitte würde sie vielleicht berücksichtigen, eine Drohung beleidigt sie. Ihre Forderung ist eine Erpressung. Wenn ich den Brief der Polizei übergebe —“

Alm sprang auf, er machte eine Handbewegung, als wolle er aus seiner Brusttasche eine Waffe ziehen, aber er besann sich eines Besseren.“

„Thun Sie das“, höhnlachte er, „mir soll's recht sein.“ Der Anwalt starrte Alm überrascht, betroffen an. Er



Die neue Markthalle in Berlin. Originalzeichnung von O. Günther-Raumburg. (S. 559.)



1. Bantumannatt. — 2. Wassertägerinnen. — 3. Weisensfall. — 4. Gelbholzwald. — 5. Kaffertroaf. — 6. Urwald. — 7. Elepbantenjagd. — 8. Eifenbeinhändler. — 9. Das Zambefufer. — 10. Vittoriafälle.

An der grohen fübafritanifchen Handelsftraße. (S. 562.)

hatte gehofft, ihm auszuweichen zu können, auf welche Weise derselbe seine Drohung, Ella selbst noch von Amerika aus anklagen zu können, ausführen wollte; schon um den Ruf Ella's zu schonen, mußte einer solchen Gefahr vorgebeugt werden — darauf aber war er nicht vorbereitet gewesen, daß ihm seiner Sache so sicher, um selbst eine Anzeige nicht zu fürchten.

„Sie erregen sich unnütz,“ sagte er. „Beweisen Sie mir, daß Sie der Frau Baronin zu schaden vermögen, und ich werde sehen, was sich thun läßt.“

„Ich sage Ihnen, daß ich nicht verhandle,“ unterbrach ihn ihm mit Heftigkeit. „Ich hänge nicht am Leben. Bekomme ich kein Geld, so soll auch aus der Hochzeit des Grafen nichts werden, dann soll die Frau Baronin so gut wie er in's Gefängniß wandern. Das ist mein letztes Wort!“

König erbehte. Das klang, als sei die Baronin schuldig. Er versuchte, sein Erschrecken unter einem Lächeln zu verbergen.

„Sie könnten sich sehr irren,“ sagte er. „Auf Ihre Verleumdung hin tastet Keiner eine achtbare Dame an.“

„Achtbare Dame!“ spöttelte er. „Ich kenne allein drei Liebhaber. Hätte ich es gewußt, daß sie heimlich den Doktor gern hatte, während sie ihm vor den Leuten das Haus verboten, so wäre Manches nicht geschehen. Aber der Böse werde flug aus den Weibern.“

„Sie sind wahrhaftig. Was Sie da der Baronin anhängen wollen, ist infam!“

„Es ist die Wahrheit, alle Leute reden es. Hätte sie sonst mich nach der That aus dem Schlosse gewiesen, daß der Verdacht auf mich fallen mußte? Würde sie mich sonst so hassen, daß sie den Grafen nicht eher heirathen will, als bis er mir die Thüre gewiesen? Aber sie wird ihn auch narren, denken Sie daran, ich hab's vorher gesagt. Und ich gönne es ihm von Herzen. Er nahm den Mund voll mit Verheißungen — und jetzt?! Verflucht sei die Stunde, wo ich ihn zuerst gesehen. Selbst wenn ich das Geld hier vor mir sähe — ich weiß nicht, ob ich es jetzt noch nähme. Der Schurke soll triumphiren und ich, den er betrogen —“

„Im unterbrach sich plötzlich, er mochte fühlen, daß er sich verrathen, auch erschreckte ihn ein Geräusch. Man hörte nebenan eine Thüre öffnen und vernahm Schritte auf dem Korridor.“

„Was ist das?“ murmelte er horchend, sein Blick erhielt plötzlich etwas boshaft Stachelndes.

Auch König hatte das Geräusch beachtet.

„Geben Sie der Wahrheit die Ehre,“ rief er, „befreien Sie Ihr Gewissen von einer Schuld, aber belasten Sie Ihre Seele nicht mit einem Verbrechen gegen eine Frau —“

Die Thüre öffnete sich, Mensing und der andere Beamte, hinter ihnen zwei Polizeidiener, wurden sichtbar.

„Im stieß einen Schrei der Wuth aus und riß einen Revolver aus der Tasche.“

„Ah,“ knirschte er, „Verrath! Die Frau Baronin schickt mir die Polizei? So mag's denn Jeder wissen, ich habe auf den Doktor geschossen, aber sie hat's gewollt und der Graf hat's gewußt. Sie hat's befohlen und nachher gelehnet, wie sie mich auch zuerst gegen den Förster geheßt und ihn dann in ihren Schutz genommen, wie ihre Laune es gewollt.“

„Ehe man ihn daran zu hindern vermochte, hatte er den Revolver gegen seinen Kopf gerichtet und abgedrückt. Mit zerschmettertem Antlitz sank er zu Boden.“

„Er stirbt mit einer Lüge!“ rief König.

Mensing sprach kein Wort, er winkte einem der Polizeidiener, derselbe entfernte sich und kehrte zwei Minuten später mit dem Grafen Sternheim zurück.

Der Graf, welcher auf die Botschaft seines Unterinspektors sofort von der Hochburg nach Olau zurückgekehrt war, Böses ahnend, mit dem nächsten Zuge nach Berlin gefahren und hatte im Kronprinzen, wo er stets abstieg, gehört, daß er ihm hier noch treffe, aber er war von Seiten der Kriminalbeamten behindert worden, ihm aufzusuchen und überhaupt das Hotel zu verlassen.

Jetzt führte man ihn vor den in seinem Blute schwimmenden Selbstmörder.

„Der Mann klagte Sie der Mitwisserschaft an dem Mordanschlag auf den Doktor Barning an,“ rief Mensing, „gestehen Sie die Wahrheit, Herr Graf.“

„Er hat gelogen,“ versetzte mit kalter Ruhe Sternheim, der auf ein peinliches Verhör vorbereitet sein konnte, besonders da man ihm auch untersagt, seine Braut zu besuchen; „werde ich deshalb hier wie ein Verdächtiger im Hotel behandelt, weil ein Mensch, der meine Kasse geplündert, im trunkenen Zustande Verleumdungen gegen mich ausgestoßen? Da stehen ja noch die leeren Flaschen,“ setzte er, auf den Tisch deutend, hinzu. „Verhört man Verurtheilte? Soll ich mich etwa gegen die Anklage eines Säufers verantworten?“

„Nicht deshalb, Herr Graf,“ versetzte Mensing, „aber dieser Mann hatte eine Forderung an Ihre Braut, die Frau Baronin von Lieben gestellt. Die Frau Baronin hat in Folge dessen ihre Koffer packen lassen, sie will in's Ausland.“

Der Graf erblickte unter dem forschenden Blicke des Beamten.

„Wie erklären Sie sich dieses Vorhaben der Frau Ba-

ronin?“ fragte Mensing, als er nicht antwortete, ihn mit durchbohrendem Blicke fixirend.

Einen Moment schien der Graf wie betäubt, fassungslos, keines Wortes mächtig. Aber er fühlte instinktmäßig die ihm drohende Gefahr.

„Wenn Sie die Wahrheit reden,“ sagte er mit bebender Stimme, „wenn die Frau Baronin von Lieben in's Ausland zu reisen beschloß, ohne daß ich darum weiß, so gebe ich ihr nicht mehr das Recht, sich meine Braut zu nennen.“

„Sie hat demselben entsagt,“ rief König, „der Brief an Sie ist auf der Post.“

„So! Sie hat entsagt?“ knirschte Sternheim; „ist das etwa die Ursache, daß man dem Geschwäh eines Trunkenen Gehör gegeben und mir beleidigende Fragen stellt? Wenn der Mensch,“ damit deutete er auf ihm, „sein Gewissen belastet hat, und ich argwöhne das jetzt stark, so bin ich wohl der Letzte, der darum weiß, in wessen Interesse er gehandelt; da fragen Sie lieber die Dame, die in's Ausland reisen will, oder Denjenigen, der ihr den Rath dazu gegeben und der sich so auffällig beeifert, mir zu eröffnen, daß sie die Beziehungen zu mir gelöst.“

Die Wirkung, welche Mensing sich davon versprochen, dem Grafen die Verhaftung ihm's nicht bloß wegen Verleumdung der Kasse, sondern wegen versuchter Erpressung und Verdacht des Mordes anzukündigen, und die sich dadurch noch mächtiger gestalten sollte, daß ihm Hand an sich selber gelegt, hatte nicht das erwartete Resultat, im Gegentheil, der Beamte glaubte zu bemerken, daß die Ueberzeugung, ihm's Lippe sei für ewig verstummt, den Grafen sicherer und trotziger machte. Während man den blutigen Körper des Selbstmörders auf ein Bett legte, ersuchte Mensing den Grafen plötzlich, ihm in ein anderes Gemach zu folgen, es war ihm, als sehe er Sternheim erschrocken zusammenzucken, ein leises Stöhnen verrieth, daß ihm noch lebe.

„Sorgen Sie, daß nicht bloß ein Arzt, sondern auch ein Geistlicher gerufen wird,“ rief er dem Berliner Beamten zu. „Vielleicht erhalten wir doch noch ein Geständniß!“ wandte er sich darauf zum Grafen, der sehr bleich geworden und sichtlich eine innere Unruhe bekämpfte.

Man trat in das anstoßende Zimmer, welches der Berliner Beamte vorher benützt, ihm's Gespräch zu belauschen, der Doktor König folgte Mensing und dem Grafen, nachdem der Kommissär einen deshalb anfragenden Blick des Anwalts zustimmend beantwortet.

Mensing war bereits davon unterrichtet, daß König im Auftrage Ella's sich hier befinde, und es hatte einen sehr zu Gunsten der Baronin sprechenden Eindruck auf Mensing gemacht, daß Ella ihren Anwalt beauftragt, ihm abzusetzen.

„Ich bitte mir eine Erklärung darüber aus,“ redete König den Grafen an, „was Sie so besonders Auffälliges daran finden, daß ich Ihnen von einer Sie betreffenden Entschliebung meiner Klientin Kenntniß gebe, und welcher Verdacht Ihre sehr schroffe Kritik der plötzlichen Abreise der Frau Baronin veranlaßt?“

Der Graf wurde durch diese Frage sichtlich in Verwirrung gesetzt.

„Ich habe keine Veranlassung, Ihnen Rechenschaft zu geben,“ versetzte er, eine hochfahrende Haltung annehmend.

„Dann stelle ich die Frage an Sie,“ rief Mensing, „ich verlange Auskunft in meiner amtlichen Eigenschaft als Kriminalbeamter.“

„Also ein Verhör!“ sagte Sternheim und er versuchte zu lächeln. „Ich glaube zwar nicht, daß Ihre Befugnisse so weit gehen, um einen fürslich \* \* \* schen Kammerherrn, einen Kavaliere in dieser Weise zu vernehmen, aber im Interesse der Sache komme ich den Behörden stets gern entgegen. Ich fordere jedoch, ehe ich antworte, die Erklärung von Herrn Doktor König, ob keine Täuschung, kein Irthum darüber möglich, daß die Frau Baronin von Lieben in einer so schroffen und unbedulden Weise von ihrer Absicht, die Beziehungen mit mir abzubrechen, gesprochen hat, daß fremde Personen davon eher unterrichtet worden sind, als ich.“

„Herr Graf,“ antwortete König, „ich bin kein Fremder für die Frau Baronin, sondern ihr vertrauter Rathgeber; die Frau Baronin mußte mir ihre Entschlüsse mittheilen, da ich während ihrer Reise ihre Korrespondenzen vermitteln soll, und ich habe erst, als Sie von einem Abbrechen der Beziehungen sprachen, konstatiert, daß die Frau Baronin Ihnen mit diesem Entschlusse zuvorgekommen, sie ist durch den Umstand, daß Herr von ihm in Ihren Diensten steht, dazu gedrängt worden.“

Das Antlitz des Grafen war hoch geröthet, man sah es ihm an, wie die verschiedensten Leidenschaften in ihm durcheinander tobten und sein Blut in Wallung setzten. Es bligte eine hämische, boshafte Schadenfreude aus seinen Augen, als er antwortete, obwohl das Zucken der Lippe, die gepresste Stimme und die Unruhe, mit der sein Blick vorher bald in Mensing's, bald in König's Zügen zu lesen gesucht, eine ängstliche Unsicherheit im Kampfe mit aufleberndem, erbittertem Hasse verriethen.

„Dann bin ich ja jeder Rücksicht enthoben,“ sagte er, „und kann offen reden. Ich habe vornehmlich, um den Wünschen einer Familie, der ich tief verpflichtet bin, nachzukommen, der Frau Baronin von Lieben meinen Namen und meine Hand angetragen, ich leugne es nicht, daß sie mir auch sonst sehr begehrenswerth erschien, aber das wurde durch Bedenken delikater Natur aufgewogen. An jenem

Abend, wo der Doktor Barning verwundet wurde, eröffnete ich ihr meine Zweifel, sie war entrüstet, sie rief nach Hülfe, um mir ihre Empörung zu beweisen, und der nächste Moment bestätigte meinen Argwohn, der sie anscheinend so schwer beleidigt, es war ein Mann in ihrer Nähe, mit dem vertraulichen Verkehr zu pflegen sie gelehnet. Der Mann wurde erschossen — von wem, das kann ich nicht wissen, denn ich war bei ihr, als die Schüsse fielen. Ich hatte keine Ursache, Jemand besonders zu grollen, der einen Menschen, welcher mich pöbelhaft injulirt, bei unerlaubtem nächtlichem Umherstreifen auf fremdem Grund und Boden, beim Nachstellen der Ehre einer von mir geschätzten Dame niedergeschossen — hätte ich ihn angetroffen und eine Büchse in der Hand gehabt, ich hätte dasselbe gethan. Ich habe daher mich wenig darum bekümmert, ob ein Verdacht auf ihm ruhen könne oder nicht, das war Sache des Gerichts, aber wenn ich selbst nach meiner Verlobung mit der Frau von Lieben nie ganz ohne Mißtrauen gegen sie geblieben, so verschuldete das ihre Abneigung, von ihm auch nur reden zu hören, der Argwohn verließ mich nicht, daß ihr der Doktor Barning doch theuer genug gewesen, um sie gegen den Mann mit bitterem Haß zu erfüllen, den der Förster statt seiner verwundet oder der vielleicht gar selber das Blut Barning's vergossen. Ich habe bisher,“ schloß der Graf seine Erklärung, „über den Eifer der Herren Beamten, Schuldige am unrechten Orte zu suchen, gelächelt, als ich hörte, daß man mich und sogar die Baronin beargwöhne, einen Mordanschlag geplant zu haben — wenn aber eine Drohung ihm's die Baronin so zu erschrecken vermochte, daß sie in's Ausland flüchten will, daß sie meinem Schutze nicht vertraut, dann muß ich schweigen — ich kann nicht wissen, was auf ihrem Gewissen lastet und was sie vor mir am eifrigsten verborgen.“

Der Rechtsanwalt der Baronin hatte den Blick zu Boden gesenkt, er fühlte, wie vernichtend diese Anklage für die Ehre seiner Klientin; Mensing dagegen schien wenig geneigt, seine Ansicht zu ändern, die ihn zum Vorgehen gegen den Grafen bestimmte.

„Sie haben den Wünschen des Fürsten von \*\* ein heroisches Opfer gebracht,“ sagte er in einem Tone, der spöttisch genug klang, „wenn Sie trotz eines Argwohns, der Sie so lebhaft beschäftigte, die Hand der Baronin erbaten, und Sie haben überaus menschenfreundlich an ihm gehandelt, wenn Sie ohne Vorwissen der Baronin, auf die Gefahr, Ihre Braut schwer zu erzürnen, einen unbrauchbaren und als unredlich berufenen Mann in einem Vertrauensposten anstellten. Sie haben aber jedenfalls die Verfolgung ihm's von Olau aus telegraphisch beantragt, als Sie sich überzeugten, daß er auch Sie bestohlen?“

„Nein,“ antwortete Sternheim, sichtlich verwirrt, „ich dachte ihn noch zu überholen.“

„Er hatte einen Vorsprung von acht Stunden, er konnte jetzt schon auf einem Hamburger Schiffe sein — oder wußten Sie es, daß ihn Geschäfte hier in Berlin aufhalten würden?“

Sternheim wechselte die Farbe, er fühlte, daß er sich doch im Netz seiner Lügen verschlungen, er griff zu der einzigen Waffe, die ihm blieb — dem Troste des Hochmuths.

„Sie werden beleidigend, Herr!“ rief er; „ich habe Ihnen gesagt, daß ich von Beziehungen ihm's zur Baronin nichts geahnt. Wenn Sie an meinen Worten zweifeln, so werde ich Ihnen keine Antwort mehr geben.“

„Ich zweifle nicht, ich bitte um die Erklärung befremdender Dinge. Der Bestohlene setzt doch gewöhnlich alle Hebel in Bewegung, den Dieb zu ergreifen, ihm den Raub zu entreißen.“

„Das mag im Allgemeinen richtig und in den Sphären, mit denen Sie in Berührung kommen, Regel sein,“ versetzte Sternheim, einen vornehmen Ton annehmend, „ich aber gebe lieber einige tausend Thaler verloren, als daß ich mich der Thorheit, einem Schurken vertraut zu haben, öffentlich bezichtigen lasse und mich Terminen vor Gericht aussehe. In den meisten Fällen erlangt man sein Geld doch niemals wieder und hat nur die Scherereien und die Kosten. Das ist meine Ansicht und ich handle stets nach meinem Geschmack!“

Mensing war der festen moralischen Ueberzeugung, daß er in dem Grafen den Mitschuldigen ihm's, wo nicht den Urheber des gegen Barning geplanten Mordanschlags vor sich habe, schon die Infamie, mit welcher der Graf seine bisherige Verlobte verdächtigt, war ein Beweis seiner Schuld, denn zu solchen Mitteln greift nur Jemand, der die wirklichen Vorgänge kennt — aber wie die Dinge lagen, fehlte ihm jede Berechtigung, ein weiteres Vorgehen gegen Sternheim zu motiviren, eine Anklage zu begründen.

(Fortsetzung folgt.)

## An der großen südafrikanischen Handelsstraße.

(S. 561.)

Afrika ist nicht mehr der „dunkle“, unbekannte Welttheil von ehedem, Männer wie Livingstone, Nachtigal, Stanley und Andere haben das lähn begonnene Werk ihrer Vorgänger muthig fortgesetzt und über das Innere dieses Landes ausführliche Kunde gebracht. Durch die geöffneten Thore fährt heute der rege Unternehmungsgeist europäischer Völker die Produkte moderner Industrie, sie gegen die reichen Schätze jener neu erschlossener Gebiete umzutauschen.

Unser heutiges Bild weist uns Etappen der großen englischen Handelsstraße, die vom Kap der guten Hoffnung aus nach dem Herzen Afrikas führt.

Bildchen 1 zeigt Bangmannatt, eine der größten Handelsstationen Innerafrikas; es zählt ungefähr dreißigtausend Hütten mit etwa hunderttausend Bewohnern. Von hier aus zweigt die Straße in drei Richtungen ab, eine führt nach dem Agamissee, eine nach dem Matebelle, eine nach dem Zambesi. Der Haupthandelsartikel des Ortes ist Elfenbein, neben Federn und Thierhäuten. Vormalig waren hier die Elefanten so zahlreich, daß ihre Stoßzähne als Palissaden bei den Umzäunungen der Viehtränke verwendet und willig für wenige glänzende Kleinigkeiten umgetauscht wurden. Diese gute alte Zeit ist heute vorüber, das Elfenbein rar und der Preis desselben ein hoher geworden. Unser Bild ist in der Regenzeit aufgenommen, wo die ganze Gegend sozusagen unter Wasser gesetzt ist. Das Leben im planeüberdeckten Wagen ist zwar nichts weniger als angenehm, demjenigen in der Kaffernhütte aber immerhin weit vorzuziehen, denn nicht allein menschliche Wesen suchen dort Obdach, es wimmelt auch von Spinnen, Taranteln, Skorpionen und zahllosen anderen Insekten, die einem, ein jedes nach seiner Weise, das Leben sauer und die Nachtruhe unmöglich zu machen verstehen. Skizze 2 führt uns Wasserträgerinnen vor. Diese Arbeit fällt hier — wie alle Arbeit, die im Freien verrichtet wird — der Frau zu. Während der trockenen Jahreszeit muß alles Wasser von der Quelle nach der Stadt getragen werden, wobei diese armen Weiber in heißer Sonnenhitze, die Gefäße auf dem Kopf balancierend, auf zerfahrenem, rauhem Terrain einen Weg von beinahe drei englischen Meilen zu machen haben. Auf Bildchen 3 werden wir Zeuge eines Ackerbraches, kein ungewöhnliches Vorkommniß bei längerem Reisen, jederzeit aber ein solches, das, um einen Vers des Dichters heiter zu illustriren: „Gewohnheit nicht zur leichten Sache macht“. In der Skizze 4 erblicken wir eine Waldgegend, Gelbholz- und Kopalbäume mit dichtem Unterholz, Dorngebüsch, hohem Gras und niederhangendem Lianengeflecht, das Jedem, außer den Thieren des Waldes, den Eintritt wehrt. Nummer 5 ist das Bild eines Kaffernkraals im Walde; Nummer 6 das einer „mondbeglänzten Zaubernacht“ im jungfräulichen südafrikanischen Urwalde; Nummer 7 eine Elefantenjagd. Letztere ist amüsanter als ergiebig wegen der immer größer werdenden Seltenheit dieses Wildes, das sich vor der nimmer müden Jagdlust der Eingeborenen immer tiefer in's dichteste Waldgeflücht zurückzieht; auch ist es schwer, die hierzu notwendige Erlaubniß des Häuptlings zu erhalten, der sich zudem noch regelmäßig den besten der gewöhnlich ungleichen Stoßzähne des erstgefallenen Elefanten als landesüblichen Tribut ausbedingt. Bild Nummer 8 läßt uns Eingeborene schauen, die Elfenbein zu einem der Waggons bringen. Es sind, trotz aller Unkultivirtheit, gewiegte Händler, die wohl zu rechnen verstehen und gewöhnlich dem Käufer noch ein oder zwei Prachtexemplare zu hohen Preisen aufzwingen. Nummer 9 führt uns an die schiffsbewachten Ufer des Zambesistuffes, und Bildchen 10 zu den berühmten Viktoriasfällen, über deren wild schäumenden Wassern ein Regenbogen funkelt, wenn die selten verschleierte afrikanische Sonne ihre Glutstrahlen auf die aufsteigenden Wasserdünste wirft — ein wunderbares Schauspiel voll Erhabenheit, Farbenglanz und wilder südlicher Pracht.



Die Postkarten.

Das „Archiv für Post und Telegraphie“ veröffentlicht höchst interessantes Material aus der Geschichte der jetzt für den Verkehr so unentbehrlich gewordenen Postkarte. Die Zahl der in Europa versandten Karten betrug in einem Jahre durchschnittlich 350 Millionen; in den Vereinigten Staaten besitzt sich ihr Verbrauch im Jahre auf rund 250 Millionen. Um den riesigen Bedarf an Postkarten zu decken, liefert die Reichsdruckerei in Berlin durchschnittlich täglich 400,000 Formulare im Gewicht von 1360 Kilogramm; bei ihrer Herstellung sind nicht weniger als 28 Personen, 3 Schnellpressen und zwei Dampfmaschinen thätig. Das Verdienst der Erfindung dieser fruchtbarsten Idee gebührt dem deutschen Generalpostmeister, Staatssekretär Stephan. Im Jahre 1865 tagte in Karlsruhe (Baden) die fünfte deutsche Postkonferenz. Auf derselben unterbreitete der damalige Geh. Postrath Heinrich Stephan eine interessante Denkschrift, welche den Vorschlag auf Einführung der Postkarte enthielt. In diesem Altskizze hebt Stephan unter Anderem hervor, daß die jetzige Briefform für eine erhebliche Anzahl von Mittheilungen nicht die genügende Einfachheit und Kürze gewähre. Die Einfachheit nicht, weil Auswahl und Falten des Briefbogens, Anwendung des Couverts, des Verschlusses, Auflebens der Marke und so weiter Umständlichkeiten verursachen; und die Kürze nicht, weil, wenn einmal ein förmlicher Brief geschrieben werde, die Höflichkeit erheische, sich nicht auf die nackte Mittheilung zu beschränken. Die Weitläufigkeiten treffen den Absender wie den Empfänger. Nun habe zwar das Telegramm eine Gattung von Kurzbrieffen geschaffen, indem man nicht selten telegraphire, um die Umständlichkeit des Schreibens und der Anfertigung eines Briefes zu ersparen; auch die Uebersendung einer Visitenkarte und so weiter erzeuge für verschiedene Gelegenheiten einen förmlichen Verkehr — aber es müsse noch eine gründlichere Reform eintreten. Stephan schlägt daher die Postkarte vor, die er Postblatt nennt. Ein solches Formular habe die Maße eines gewöhnlichen Briefcouverts größerer Art und bestehe aus steifem Papier, entspreche mithin etwa nach Maß und Beschaffenheit den in einigen deutschen Postbezirken damals schon eingeführten Postanweisungen. Die Vorderseite würde oben als Ueberschrift die Benennung des Postbezirks und eine entsprechende Signette (Landeswappen etc.) tragen, links einen markirten Raum zum Abdruck des Postaufgabestempels, rechts die Postfrimarkte gleich in das Formular hineingestempelt. Dann ein

Raum zur Adresse — wie bei den Postanweisungen — mit dem Vordruck: „An“, „Bestimmungsort“ und „Wohnung des Empfängers“, sowie die vordruckte Notiz: „Die Rückseite kann zu schriftlichen Mittheilungen benützt werden“; dieselben können gleich wie die Adresse mit Tinte, Bleistift, farbigem Stift und so weiter geschrieben sein; indeß dürfe bei Verwendung von Bleistift etc. der Deutlichkeit und Dauerhaftigkeit der Schriftzüge, namentlich auf der Adresse, nicht Eintrag geschehen. Der Portobetrag würde möglichst niedrig festzustellen sein, etwa auf einen Silbergroschen, ohne Unterschied der Entfernung; für das Formular würde nichts entrichtet. Dem Publikum, meinte der Antragsteller, dürfte die Einrichtung, zumal wenn die anfängliche Scheu vor offenen Mittheilungen bei näherer Einsicht von der Sache überwunden sein wird, für viele Gelegenheiten und Verhältnisse willkommen sein. Der Vorschlag Stephan's interessirte die Konferenz zwar in hohem Grade, aber er wurde nicht angenommen. Desto freudiger faßte diesen Gedanken der Vertreter Oesterreichs, Sektionsrath Kolbensteiner, der nachmalige General-Post- und Telegraphendirektor. Er erkannte sogleich, wie wesentlich das neu dargebotene Verkehrsmittel den familiären und freundschaftlichen Gedankenaustausch zu erleichtern, den wissenschaftlichen und geschäftlichen Verkehr zu begünstigen geeignet sei; wie wichtig dasselbe deßhalb für die Hebung des Briefverkehrs in der österreichisch-ungarischen Monarchie erweisen werde, der demjenigen anderer Länder Europas in jener Zeit erheblich nachstand. Es bedurfte daher nur eines erneuten Anstoßes, den der Ministerialrath im österreichischen Handelsministerium, Dr. Hermann, damaliger Professor der Nationalökonomie an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, unterm 26. Januar 1869 durch einen Artikel in der „Neuen Freien Presse“ gab, um die Postverwaltung zu veranlassen, den Gedanken der Einführung der Postkarten zu verwirklichen. Am 1. Oktober 1869 trat die neue Einrichtung für die österreichisch-ungarische Monarchie in's Leben. Die neuen Karten entsprachen völlig dem von ihrem Erfinder 1865 in der Denkschrift niedergelegten Gedanken. Die erste Ausgabe der norddeutschen Postkarten fand in Berlin am 25. Juni 1870 Statt; welche Sensation die Neuverteilung hervorrief, ersieht man daraus, daß die Zahl der allein an diesem einen Tage in Berlin abgehenden Exemplare sich auf 45,468 Stück belief. Die von der Geheimen Oberhofbuchdruckerei zuerst an die Oberpostdirektionen versandten zwei Millionen Karten waren in noch nicht zwei Monaten ausgegeben. Die Befürchtung, daß durch Postkarten Indiskretionen verübt werden könnten, hat sich mit der Zeit gelegt, denn welcher Postbeamte, zumal bei einer größeren Verkehrsanstalt, fände heutzutage Zeit und träge das Verlangen, Postkarten durchzulesen, von denen allein innerhalb des deutschen Reichsgebietes gegenwärtig jährlich etwa 130 Millionen Stück befördert werden.

Entdeckung der Bakterien vor zweihundert Jahren.

Am 14. September 1683 berichtet Antony v. Leeuwenhoek aus Delft an Francis Aston, Mitglied der königlichen Gesellschaft in London, nach einer Mittheilung in der „Lond. Post“, daß er in der zwischen seinen Zähnen haftenden weißen Materie mittelst Mikroskops lebendige Thierchen von anmuthigster Bewegung entdeckt habe. Leeuwenhoek unterscheidet mehrere Arten, welche er so korrekt beschreibt und abbildet, daß selbe ohne Schwierigkeit wieder erkannt werden können. Die stabförmige Art, die sich oft nur spärlich vorfindet, ist ein Bacillus, die andere, kreisförmig sich drehende, ein Bacterium; eine dritte Art, die sich schlängelt, ist Vibrio Kogula; die kleinste, oblong oder turgid, die in ungeheurer Menge wie scheinbar ein Mückenstich durch einander wimmelt, müssen wir für Mikroococcus und ihre nur unklar gesehene Bewegung für eine Täuschung halten. Die Hauptmasse besteht aus parallelen, gleich dicken Fäden von verschiedener Länge, die unbeweglich bleiben. Wahrscheinlich ist dies Lepthotrix buccalis. Leeuwenhoek wundert sich, daß trotz der großen Sorgfalt, mit welcher er sein Gebiß rein hielt, doch in seinem Munde mehr Thierchen leben, als in den Riederlanden Menschen! Seine Forschungen weisen dieselbe Menge in dem Munde von Frauen, Kindern und Greisen nach. Einige Jahre später fand er die beweglichen Lebewesen des Zahnfleisches nicht vor und spricht die Vermuthung aus, dieselben seien durch den Genuß heißen Kaffees getödtet worden, den er sich angewöhnte. Allein kurze Zeit darauf beobachtet er wieder die alten Formen. Neun Jahre später, 1692, Mitte September, sendete er neue Abbildungen an die königliche Gesellschaft in London, die zum Theile noch genauer waren. Professor F. Cohn in Breslau veröffentlichte die ebenfalls sehr interessante Faktum in dem „Amsterdamer Allgemeinen Handelsblatt“, wonach bis vor wenig Jahren die Kenntniß der kleinsten Lebewesen seit nahezu zweihundert Jahren fast gar keine Fortschritte gemacht hatte, bis endlich unseren Tagen es gelang, auch hierin den Schleier etwas zu lüften. Zu bewundern bleibt, daß mit den damals so unvollkommenen Instrumenten dennoch eine ziemlich genaue Beobachtung dieser uns für gewöhnlich unsichtbaren Wesen ermöglicht ward.

Sylbenräthsel.

Aus folgenden 38 Sylben bilde man 13 Worte, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen berühmten Kompositionen und eines seiner Werke ergeben: a, bein, bens, che, con, can, cu, dig, duft, el, fen, gel, gie, i, leit, löf, li, la, lei, lie, lim, lau, lo, mat, mi, ne, oes, re, ro, ra, rad, rus, rub, sen, fe, te, wär, za.

Auflösung des Logogriphs Seite 539:

Sporen, Poren.



Auflösung des Bilderräthsel Seite 539: Wer will, was er kann, Fängt nichts vergeblich an.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 38 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pf. pro Heft, beginnt ein neuer Roman:

Die Töchter der Spione von E. von Wald-Sedtwitz.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämmtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormalig Conrad Hallberger.



Dr. M. W. in Heft. Ganz interessant — aber jeder Stand hat seine Beschwerden. Ihre Verse sind ganz nett und zeigen, daß Sie eventuell als „Schwarzer“ selbst die Druckerstühle nicht zu scheuen haben. Diese zwei sind aber noch nicht völlig ausgereift. Abonnent M. G. in Leipzig fragt an, wer unbeschädigte Seidenraupenkolonien ihm ablaufen kann? Z. Pr. in S. Form ganz hübsch. Inhalt jedoch zu wenig originell. Abonnent A. S. in Paris wünscht eine Bewegungsquelle für russisches Koffhaar zur Anfertigung von Violinbögen zu erfahren. Dr. R. A. Zu umfangreich für den Stoff; Talent vorhanden. Abonnent in S. Baden Sie sich an Wirth's Maschinenagentur, Frankfurt a. M., Gallusgasse. Dr. G. B. in L. Der Ton des Volksliedes gut getroffen; inhaltlich — nicht neu. Fr. Emilie G. ... in Breslau. Ja, beinahe ein halbes Pfund Gehirn weniger, aber dafür oft ein „Pfand“ Verstand mehr. Sendet Ihnen diese Satisfaction, wenn wir Sie zu den Letzteren zählen? Frau Marie B. in Brüssel. Dr. G. Weingärtner in Chicago, Fr. Emilie S. in Posen, Dr. H. J. in Wachen, Dr. R. K. in Wien, Frau J. Sommer in Berlin. Der Stoff des Romans: „Das Haus mit den zwei Eingängen“, forderte eine so reiche Ausgestaltung, daß es dem Autor unmöglich ward, auf den ihm für diesen Jahrgang zugewiesenen Raum sich zu beschränken. Wir konnten daher zu unserem großen Bedauern — und wie wir durch viele Zuschriften erfahren, auch zu dem unserer Leser — in diesem Jahrgang den Roman nicht mehr bringen, ohne den anderweitigen Lesefroh zu beeinträchtigen. Wir werden nun den kommenden Jahrgang, der jetzt ja nahe bevorsteht, mit diesem Werke eröffnen und haben die feste Zuversicht, daß unsere Leser für das längere Warten durch eine noch glänzender gewordene Leistung sich entschädigt finden werden. Dr. J. Mannheimer in Berlin. „Nomen est omen“ ist vom Lustspielmacher Plautus aus dem „Pera“ Akt 4, Scene 4, Vers 74. Wichtige Übungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von: Fr. Pauline Gerhardt, Bernburg; Emilie Hartmann, Karlsruhe; Emma Enert, Berlin; Amalie Prach, Barmen; Elise Tartomir, Jschel; Mathilde Sendern, Salzburg; Bertha Primer, Barcelona; Frieda Hirsch, Posen; Hulda G., Frankfurt a. M.; Rina Gräter, Zürich; Dr. Fr. Saul, Posen; Müller, Georgendorf; R. Heller, Jandbrud; E. Anton, Potsdam; H. Kalina, Wien; W. Prinz, Weinheim; J. Adler, Petersburg; G. Frihe, Bremen; C. Pohlmann, Koblenz; E. Wimmer, Koblenz; M. Pöbler, Aurich; G. Luhe, Pest; J. Hardisen, Kiel; E. Mauser, New-York; G. Freud, Chicago. Dr. J. Braumüller in Opatow. Die alte Doktorregel: „Post coenam stabis sive mille passus meabis“ ist doch sehr mittelalterlich. Nicht für Jeden darauf zu stehen.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

G. A. in Utrecht. Alle diese Mittel beruhen auf Schwindel. C. S. in G. Der chronische Magenkatarrh, an dem Sie allem Anschein nach leiden, wird durch eine konsequent durchgeführte Karlsbader Salzkur, die Sie, natürlich nach ärztlicher Vorschrift, durchmachen müssen, gewiß beseitigt werden.

Anfragen. \*)

43) Sind buntfarbte Oblaten schädlich für die Gesundheit? Eine besorgte Mutter in Breslau.

Antworten:

Auf 42): Glaschalen zu vergolden geschieht am leichtesten und zugleich dauerhaftesten in folgender Weise: Man bestreicht die Stelle demmittels eines Haarpinzels dünn mit einer Wasserlaugeauslösung von 33 Grad, darauf lege man vorsichtig etwas Blattgold und drücke es mit

einem trockenen Pinsel oder Watte gleichmäßig an. Dann erwärme man die Schale allmählich bis zu 30 Grad Reaumur und glatte nun den vergoldeten Rand vermittels eines Knochens oder dergleichen. Das überflüssige Gold radirt man jetzt fort und läßt dann in erhöhter Temperatur völlig austrocknen. Hauptfächlich ist zu beachten, daß das Fortradieren des überflüssigen Goldes geschieht, bevor die Wasserlaugeauslösung völlig trocken ist, weil sich sonst das Gold sehr schwer fortbringen läßt und die Vergoldung ungleich werden möchte.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Donia in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Verdacht und Schuld, Erzählung von T. Orny. Schluß. — Die schöne Nachbarin, Gedicht von Max Beyer. — Russische Jäger, von A. Herfeld. — Schrittlängen. — Die „aristokratische Exzellenz“, Novelle von Hugo Klein. — Italienische Geflügelhändler in Tyrol. — Ein Ritt durch die Eüste. — Die Berliner Markthallen, von Oskar Cordel. — Die schöne Witwe, Roman von G. v. Debenroth. Fortsetzung. — An der großen südafrikanischen Handelsstraße. — Aus Natur und Leben: Die Postkarten; Entdeckung der Bakterien vor zweihundert Jahren. — Silbennägel. — Wilderhühner. — Kleine Korrespondenz.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie

von Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Zehnte Auflage.

In feinstem Leinwandband mit Goldschnitt und reicher Verzierung.

Preis 7 Mark.

Dieses treffliche Buch, von welchem in verhältnismäßig kurzer Zeit neun starke Auflagen abgesetzt wurden, bedarf kaum noch einer Empfehlung; ist es doch von der gesamten Presse „geradezu das Beste“ genannt worden, „was wir in dieser Gattung und auf diesem Gebiete besitzen“.

Ankündigungen.

Die fünfmal gepaltene Nonpareilzeile oder deren Raum 1 Mark.

25 Bände gute Romane u. A. von Grabowski, Ring, Hofer, Schläger, Gärten, Raabe, Schmidt-Weisenfeld, Bachmann etc. in neuen, elegant broschierten Exemplaren statt mehr als 60 Mark zusammen 1320 für nur 6 Mark!

Farbige seidene Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Seidenrippe und Taffete Mk. 2. 20 Pf. per Meter bis Mk. 12. 25 Pf. versendet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken sofort in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Henneberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Ruster umachend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt. Mehr seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Wochenschrift „U.L.K.“, belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

nehr seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Wochenschrift „U.L.K.“, belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft. Eine weitere Bereicherung des Inhalts hat das „B. L.“ erfahren, indem es jetzt auch Montags mit der feuilleton. Beilage „Der Zeitgeist“ erscheint.

„Die Geschichte der stillen Mühle“ von Hermann Sudermann. Außerdem erscheint im „Zeitgeist“ die neueste Novelle „Himmliche und irdische Liebe“ von Paul Heyse.

Es bietet wohl kaum eine politische Zeitung ihren Lesern in so reichem Maße eine anregende Lektüre, zu einem so billigen Abonnementspreise, als das „B. L.“, das sich durch seine Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und sorgfältige Auswahl seines Inhalts einen festen Stamm von 70,000 Abonnenten zu erwerben gewußt hat und somit die bei Weitem gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands geworden ist.

Bei allen Postanstalten für 5 Mark 25 Pf. Probenummer gratis u. franco. für das Vierteljahr Juli, August, September, unter Berücksichtigung des überaus reichen und gediegenen Inhalts die billigste Zeitung Deutschlands.

Villa Belle-Vue. Baden-Baden.

Das Mädcheninstitut, Internat und Externat, unter Leitung der Gräfin A. Eichenhausen geht am 15. Juli dieses Jahres in die Hände der bisherigen Stichtrentnerin Fräulein M. von Bülow-Gamin über.

Zwanzigjähriger Erfolg! Das bis jetzt bekannte, einzig wirksame sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor Dr. Rodent's Bart-Erzeuger.

HARZ-OELFARBE. Strichfertig in allen Farbtönen. Oelansatz für Holz, Kalk u. Cement. Putz, Eisen etc. etc.

Oeldruckbilder-Verlag. Paul Bayer, Dresden-R. 350. Gypsos, Pasten, Gemälde. Real-Fach-Hilfsbuch Neu!

BERLIN N. O. OFFENBACH. O. FRITZE & CO. STOLP. ALTAMNSDORF.

150 Briefmarken für 1 Mk. Alle garantiert echt. alle verschiedenen, z. B. Canada, Cap. Indien, Chile, Java, Besehwg., Australien, Sardinien, Rumänien, Spanien, Viet. etc. K. Wiering in Hamburg.

Die Modenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich Mk. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Zeitmache für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Zeitmache für Herren und die Zeit- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen. Violinen. Das Beste und Billigste der Neuzeit, von 6-50 M. berühmte Meister 30-300 M. Bratschen, Celli und Bass. Bogen 1 1/2-50 M. Etuis 2 1/2-10 M. Zithern 16-200 M. Gitarren 6-50 M. Vorzügliche Saiten. Alle Blas-Instrumente. Die patentirte Stimmvioline z. Studiren (eigene Erfindung). Reparatur-Atelier. Empfehlung von Wilhelm, Sarasate, Sauret, Singer etc. Garantie. Wiederverkäufer Rabatt. Preiscorrant franco. 1372. Gebrüder Wolf, Saiten-Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Schlängenbad. Im Januar, 1 1/2 Stunde vom Rhein, unerreichtester Waldort, lauerstündige Luft, weichenlange, haubfreie Waldwege, Molten, Brunnentriebe, Aup- und Bogenmühle, berühmte Bäder von naturwarmem (27-32° C.), frühlingswarm, blaugrünem, kammertweidtem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf regulieren, Gynäbalis reforcieren und das heile natürliche Rosmarin- und Konerwurzmittel bilden. Hilfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautleiden und unregelm. Teint. Preisliste mit Situationsplan u. Wohnungsverzeichnis franco u. gratis. 1373. Das Bürgermeister-Amt.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI. besorgen & verwerten PATENTE in allen Ländern. BERLIN-W. 78. Friedrichstrasse 78.

Humoristika. aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Münchhausen's Abenteuer und Reisen, illustriert von Gustav Doré. M. 9. — van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren, illustriert von Othello. M. 3. — van Dewall, Kadettengeschichten, illustriert von Othello. M. 4. — Lindau, Die kranke Köchin, illustriert von Ehrentraut. M. 4. — Sämtlich fein gebunden. — Busch, Hans Hucklebain, der Unglücksrabe, das Pusterohr, das Bad am Samstag Abend. Cart. M. 3. — Busch, Die kühne Müllerstochter, der Schreihals, die Prise. Cart. M. 9.

Zur Jagd. Endlich ist es mir gelungen, einen Eschin-Jagd-Carabiner ohne Kull mit großem Caliber, auch zu obenstehenden 3 Patronenorten passend, herzustellen. Dieser Carabiner eignet sich vorzüglich zur Jagd auf Hasen, Hebe und Sauwild etc. und hat man damit auf 100 Schritt einen Kerntreffer ohne Kull. — Auch macht es viel Freude, mit diesem Carabiner im Hof und Garten zu schießen, derselbe wiegt nur circa 2 Kilo, ist in einer Minute bequem in 2 Theile zu zerlegen und in die Tasche zu stecken. Es kostet ein Jagd-Carabiner ohne Kull exact ein- geschossen für Kugel- und Schrotkugeln 30 Mark. 50 geladene von obenstehenden Patronen (also parirt Kugel- und Schrot-Patronen), sowie Zubehör, Kiste etc. geht ich gratis. 100 freie Hülsen zum Selbstfertigen der Patronen kosten 2 Mark. Jedem Käufer gestalte ich eine Probezeit mit diesem Carabiner von 4 Wochen und tauscht dann noch sehr gern den Carabiner um. Hippolit Mehles, Waffenfabrik, Berlin W., Friedrichstraße 159.

Die allein echte ENGLISCHE Kaltwasserseife ist Sinclair's. Die beste und wirksamste Seife für Wäsche im Hause. Erspart Geld, Mühe, Zeit, Feuerung und Verdruss. Ist jetzt in fast allen Colonialwaren- und Droguen-Handlungen zu haben. Fabrikant: JAMES SINCLAIR, Southwark, LONDON. VOR NACHAHMUNG WIRD GEWARNT.

Cäsar und Minca. Notarisch bekannt größte europäische Gummi-Industrie, prämiirt mit goldenen und silbernen, Elsen- und Bronzemedailles. 1346 Zahna, Provinz Sachsen. Preiscorant, in deutsch. u. franz. Sprache franco. Die Probe ist, in 50 versch. Original-Modellen, sammtl. mit 1 Preis prämiirt. Hundebiscuits, Hundbrot, 1. J. Hühner u. Fisch, 1. Preis von 10 M. 3 Rubel, 6 Gulden od. Reich. 1250.

CACAO-VERO. entölt, leicht löslicher Cacao. Unter diesem Handelsnamen empfohlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schneller Zuberereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. Preis per 1/2 1/4 1/2 1/4 = Pfl.-Dose 850 300 150 75 Pfennige. HARTWIG & VOGEL Dresden.

Schmuck aus echten böhm. Granaten. Preiscorant mit 250 Abbildungen in natürlicher GröÙe gratis und franco. August Goldschmid & Sohn, Zaltnergasse N° 15. in Prag.

Schönheits- und Gesundheits-Seife. Beste Desinfections-Toiletten-Seife. Aerztl. sowie von den ersten wissenschaftl. Instituten des In- u. Auslandes empfohlen. Einzig sicheres Mittel zur Befreiung der Haut von Mitesser, Sommersprossen, Flechten etc., die zarteste Haut kann täglich damit gewaschen werden. Gegen Einsendung von 1 Mark in Briefmark. oder Bar franco zu beziehen von Ferd. Springer in Detmold.

Reinere wachste Sommer-Beden für Herde & 6 1/2 Mark, zum Schutz gegen Hitze, Staub und Fliegen vor die Brust zum Zuschneiden, praktisch und elegant. liefert Hugo Herrmann, Trefuß, Steinh.

Rheinwein. Gegen Einblendung von 25 verleierte in- clusive 1/2 ab hier 50 Liter selbstgefilterten, guten und abgelagerten Weißwein, für dessen absolute Reinheit ich garantiere. Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rhein. 1307.

Klinik. 1. gründl. Heilg. v. Haut-, Unterleibskr., Schwäche, Nervenkrankh. Dr. Rosenfeld, Berlin, Zimmerstr. 65. Auch briefl. Prosp. grat.

Augenkrankheiten. selbst schwerer und veraltete Fälle, finden Heilung (auch brieflich) durch von Iseth, Bremen, Centrestraße 1. 1355. Preisliste gratis und franco.